

Legenden: Ein Abschiedsgruss an Kurt Felix (1941–2012)

Nummer 21 – 24. Mai 2012 – 80. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCHEN



Konrad Hummlers einsamer Kampf

Der aufrechte Privatbankier wehrt sich. Neuerdings auch gegen die Schweiz.
Von Philipp Gut

Gottloses Europa

Ist das christliche Abendland am Ende?
Von Urs Gehriger und Kardinal Kurt Koch

EL PRIMERO
CHRONOMASTER OPEN
www.zenith-watches.com




ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE

Man kann das Rad nicht neu erfinden.

Neuste Untersuchungen haben gezeigt, dass das Verbesserungspotenzial bei bestehenden Dingen ausgereizt ist. Die Verbrennungsmotoren sind sozial ausgeschöpft und die Technologie der Umwelt zu schade. Das Erlebnis der

Revolution. Nach einer Entwicklungskonventioner wir

Die Beibehaltung und Erweiterung immer noch zu einer umweltfreundlichen in ihren G

Die Innovationen sind oft stärker. Wenn zum Beispiel ein Produkt schon lange existiert, hinterfragen wir es. Was gibt es noch zu hinterfragen? Und im besten Fall heraus-

Gerade das ist der Fall. Wenn man schon Bestellungen hinterlassen zu stellen und zu wenigen gelassen muss die Tanken beugen hier fr

Und im schließlich Herausfor

Der Wirtschaft hat sich verbessert, dem Bereich der neuen Möglichkeiten freizusetzen, die vor allem auch für die erschwinglich sind?

Mobilität ist nicht nur ein gesellschaftlicher Faktor, sondern auch ein höchst emotionales Erlebnis. Wer viel im Auto unterwegs ist und Jahr Tausende von Kilometern zurücklegen muss, der wünscht sich ein dynamischeres Auto. Beschleunigung macht glücklich. Das Auto muss auch ein emotionales Erlebnis bieten, das mit tiefem Kraftstoffver-

brauch und dem Verschwendung von Ressourcen im Widerspruch steht. Adre

eine umweltgerechte Entsorgung noch nicht einmal in ihren Grundzügen angedacht. Die Innovationskraft der Menschheit ist nicht unbeschränkt. Viele Konventionen sind oft stärker als die zu schaffen. Wenn zum Beispiel ein Produkt schon lange existiert, hinterfragen wir es. Was gibt es noch zu hinterfragen? Und im besten Fall heraus-

Energie zu speichern? Und im besten Fall heraus-

Dieses Kraftstoffverbrauch nur noch geringfügig. Was gibt es noch zu hinterfragen? Und im besten Fall heraus-

licher und positiver emotionaler ist und pro Beschleunigung ein emotionales Kraftstoffver-Ressourcen im Verbrauch-

das Verhalten und die Verbrennungspotenzial ausgehen und die Umwelt zu Erlebnis des

se Frage. Die Entlangige so klei-

hybrid-richts ist Preis immer zuletzt ist einmal

in Fall herausforderungen der akrobatische. Beispiel eine Technologie existiert, wird es immer, das man schon lange zu hinterfragen. Diese Konventionen nicht nur in Frage zu stellen, sondern auch grundsätzlich neu zu denken und zu durchbrechen, ist ein Kraftakt, der nur wenigen gelingt.



DAS AUTO NEU GEDACHT



Wenn man den perfekten SUV entwickeln will, muss man sich über alle technischen Konventionen hinwegsetzen. Mit der SKYACTIV Technologie haben wir genau das getan und den Motor, das Getriebe, die Karosserie und das Fahrwerk von Grund auf neu entwickelt. Das Resultat – der neue Mazda CX-5 – ist traumhaft: ein leichter und agiler SUV kombiniert mit ausserordentlichem Fahrspass. SKYACTIV-D 2.2 FWD: 4,6 l/100 km, 119 g CO₂/km, max. Drehmoment 380 Nm, Energieeffizienz-Kategorie A. (CO₂-Emissionen: Durchschnitt aller verkauften Neuwagen 159 g/km)



www.CX-5.ch

**DER NEUE MAZDA CX-5
MIT SKYACTIV TECHNOLOGIE.
EFFIZIENZ UND FAHRSPASS ENDLICH VEREINT.**

LEIDENSCHAFTLICH ANDERS

von Hybrid- und Elektroantrieben. Das Problem des Gewichts ist immer noch nicht gelöst. Zudem ist der Preis immer noch zu hoch für Grossserien. Und nicht zuletzt ist

keinen glauben zu hinterfragen. Diese Konventionen nicht nur in Frage zu stellen, sondern auch grundsätzlich neu zu denken und zu durchbrechen, ist ein Kraftakt, der nur wenigen gelingt.

Intern

Die Auseinandersetzung nimmt epische Dimensionen an: Am 27. Januar dieses Jahres musste die altehrwürdige Privatbank Wegelin unter dem Druck amerikanischer Klagedrohungen wesentliche Teile ihres Geschäfts verkaufen. Heute kämpft Wegelin-Chef Konrad Hummler mit einigen Mitstreitern einsam gegen die US-Justiz, neuerdings aber



Einsam gegen die US-Justiz: Bankier Hummler.

auch gegen die Schweizer Behörden. Für die Wegelin-Crew verdichten sich die Hinweise, dass sie vom Bund im Stich gelassen wurde und deshalb den US-Angriffen nachgeben musste. Wegelin wird eine «Verschwörung» vorgeworfen, namentlich die Anstiftung oder Beihilfe zu Steuerdelikten amerikanischer Kunden. Die Bank allerdings stellt sich auf den Standpunkt, dass dies nicht der Fall gewesen sei, sie habe bloss passiv Kunden mit unverteuertem Geld angenommen. Was wie Haarspalterei klingt, ist juristisch sehr relevant: Es ist weder nach amerikanischem noch nach schweizerischem Recht einer Bank verboten, unverteuerte Gelder anzunehmen. Hätte sich die Schweiz vor Wegelin stellen, die amerikanischen Angriffe parieren müssen? Diese Frage bejaht der in dieser Ausgabe von *Weltwoche*-Inlandchef Philipp Gut porträtierte Hummler. **Seite 26**

Einem der grossen Rätsel sind wir in dieser Ausgabe auf der Spur: Woher rührt diese merkwürdige Basler Hochempfindlichkeit, die selbst in den Stunden grosser Triumphe (Fussball) immer irgendwie durchdrückt? Was treibt den Basler, wenn er sich von der Schweiz

verkannt, zu wenig ernst genommen und respektiert fühlt? Eine gewisse tantenhafte Sensibilität scheint die Basler regelmässig zu befallen, wenn sie mit anderen Kantonen in Berührung kommen oder sich beobachtet fühlen. Unnötig, möchte man ausrufen, zumal Basel ein faszinierender Ort mit einer grossen Geschichte ist. Oder liegt genau darin das Problem? Unsere Redaktoren Andreas Kunz und Christoph Landolt liefern Antworten. **Seite 30**

Schweizer Tourismus auf Irrwegen: Im Zuge der seltsamen Deutschen-Debatte der SVP-Nationalrätin Natalie Rickli verstiegen sich doch tatsächlich renommierte Schweizer Hoteliers zur Aussage, solche Bemerkungen würden ihrem Geschäft schaden. Sogar der Chefredaktor der *Weltwoche*, Roger Köppel, sah sich von einem Hotelmanager beschuldigt, durch seine TV-Auftritte in Deutschland den Schweizer Tourismus zu gefährden. Hat sich die Hotelbranche von den Schweizer Bauern zur hohen Kunst des Jammerns inspirieren lassen? René Lüchinger zeigt, dass es Schweizer Hoteliers gibt, die trotz Frankenstärke und Deutschen-Debatte zulegen. **Seite 40**

Der schwedische Familienaktivist und Unternehmensberater Jonas Himmelstrand macht sich mit seiner kritischen Sicht auf Kinderkrippen in der Heimat keine Freunde. Schweden ist ein Sozialparadies der staatlichen Kinderversorgung, aber interessanterweise, sagt Himmelstrand, hätte die hohe Krippendichte weder zu besseren schulischen Leistungen noch zu besserer psychischer Gesundheit geführt. Im Gespräch mit unserer Redaktorin Daniela Niederberger berichtet Himmelstrand von den Abgründen des schwedischen Krippenwesens. **Seite 54** *Ihre Weltwoche*

Wann ist es Zeit für eine ganz persönliche Beratung?

LGT. Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private
Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Kari Kälin, Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (*Assistentin*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise

oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung

der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine

Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Als der junge Thom Richard in die USA kam, hatte er einige Dollars in der Tasche und nur einen Traum: fliegen. Heute, nach über 9000 Flugstunden auf seinem Konto, lebt der versierte Pilot seine Leidenschaft voll aus und nimmt namentlich an den berühmten Wettkämpfen von Reno teil, am Steuer der "Precious Metal", dem mythischsten Rennflugzeug. Nun peilt er einen Sieg in Reno und den Geschwindigkeitsweltrekord an. An seinem Handgelenk trägt er das ultrarobuste und ultrazuverlässige Instrument Chronomat, in dem ein Hochleistungsmotor tickt, ein hundertprozentiges Breitling Werk. Für Thom Richard ganz einfach der weltbeste Chronograf.

5-JÄHRIGE BREITLING GARANTIE CHF 8530.- unverbindlicher Richtpreis

Galli

GALLI HAT ZEIT – SEIT 125 JAHREN

Galli Uhren Bijouterie AG
Am Bellevue, Zürich

"WER EIN RENNFLUGZEUG MIT EINEM 3200-PS-MOTOR
STEUERT, BENÖTIGT DIE ÜBERLEGENE PERFORMANCE
DES **WELTBESTEN CHRONOGRAFEN.**"



BREITLING
1884

INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



NABUCCO

Sommer-Oper unter den Sternen – von Giuseppe Verdi – in italienischer Originalsprache – mit internationalen Starsolisten und über hundert Mitwirkenden.

Verdis geniale Freiheitsoper mit dem weltberühmten Gefangenenchor unter freiem Himmel – dieses einmalige Erlebnis erwartet den Besucher des Sommer-Open-Airs in atemberaubendem Ambiente. Über hundert Mitwirkende werden in einer grandiosen Inszenierung das alte Babylon und den Freiheitskampf der Israeliten zum Leben erwecken. Aufgeführt von einem der renommiertesten europäischen Opern-Ensembles der Prager Festspieloper. «Va, pensiero, sull'ali dorate!» «Flieg, Gedanke, auf goldenen Schwingen!» Unter der Stabführung des Dirigenten wird der gewaltige Chor der Gefangenen erklingen, der im 19. Jahrhundert zur heimlichen Hymne für den Freiheitskampf des italienischen Volkes wurde.

Open-Air-Produktionen bedeuten für jedes Opern-Ensemble eine besondere künstlerische Herausforderung. Hier gilt es, Aufführung und Ambiente der Spielstätte zu einem unvergesslichen Opern-Spektakel zu vereinen. Sänger, Orchester, Regie und Technik müssen sich bei jeder Spielstätte neu auf die atmosphärischen und akustischen Gegeben-



heiten einstellen. Dies ist dem Ensemble in den vergangenen Open-Air-Aufführungen mit über 1000 000 Zuschauern in ganz Europa und Amerika hervorragend gelungen. «Farbenprächtige Gewänder, klangvolle und durchdringende Opernstimmen sowie das herrliche Ambiente der Waldbühne liessen das Open-Air-Ereignis zu einem unvergesslichen Abend werden». So einer der vielen begeistertsten Kommentare zu vergangenen Sommer-Open-Air-Aufführungen.

Weltwoche-Spezialangebot

NABUCCO / CH-Open-Air-Tournee
29.06.2012–11.08.2012

20% Rabatt für Weltwoche-Leser
Kat. A Fr. 90.– anstatt Fr. 113.–
Kat. B Fr. 75.– anstatt Fr. 93.–

Veranstaltungsorte

29.06. Fribourg	13.07. Dietikon
30.06. Grandson	14.07. Delémont
01.07. Pfäffikon	19.07. Aarau
02.07. Küsnacht	20.07. Hüntwangen
03.07. Basel	21.07. Luzern
04.07. Genève	22.07. La Chaux-de-Fonds
05.07. Pully	07.08. Köniz
06.07. Nyon	08.08. Rheinfelden
07.07. Zollikon	09.08. Bad Zurzach
08.07. Altdorf	11.08. Bulle
12.07. Glarus	

Tickets mit Weltwoche-Rabatt
www.starticket.ch

Veranstalter
Go 2 – Convent GmbH
Co. Show-Star Sagl

Kurt Felix

Das Sendungsbewusstsein einer TV-Legende. Die Schweiz und die Finanzkrise.

Von Roger Köppel

Der bewundernswerte Kurt Felix ist gestorben, traurigerweise, ein Mythos meiner Fernseh-Jugend, einer der erfolgreichsten Stars der Schweiz mit Rekordeinschaltquoten bei uns und in Deutschland, ein kluger und liebenswürdiger Mensch. Die NZZ nannte ihn einen «heiteren TV-Arbeiter», was recht genau die intellektuelle Herablassung ausdrückt, die dem Populärunterhalter Felix in den gehobenen Schweizer Bildungsständen offenbar bis über seinen Tod hinaus entgegenschlägt.

In den Nachrufen ist alles Wesentliche über ihn gesagt worden: eine nicht ganz einfache Jugendzeit mit Pflegeeltern – denen Felix laut eigenen Angaben aber sehr viel verdankte –, dann ein durch Fleiss und kreative Kraft erkämpfter Aufstieg in den elektronischen Medien, brillante Unterhaltungssendungen, «Teleboy», Quotenrekorde, enorme Beliebtheit, Grosserfolg in Deutschland, «Verstehen Sie Spass?», Legendenstatus, schliesslich Teilprivatisierung und Rückzug von der Bühne, daneben eine langjährige Liebesehe mit einer sehr schönen und intelligenten Frau, die ihn erdete und ergänzte.

Was an Kurt Felix besonders beeindruckte: Ihm fehlte der branchenübliche Hang zum Grössenwahn. Er war bescheiden, präzise in seinen Aussagen, freudvoll und optimistisch, ein Schweizer Siegertyp, dem man das Gewinnen gönnte, weil er das Understatement pflegte. Das Attrappen- und Fassadenhafte, das zur Publikumsbeeindruckung zelebrierte Blendwerk, das viele Stars in Film und Fernsehen auszeichnet, ging ihm gänzlich ab. Kurt Felix wirkte eher wie ein KMU-Unternehmer, der seine Erfolge auf penibler Organisation und einer soliden Leistung aufbaute, die eben darin bestand, Sendungen zu produzieren, die den Leuten gefallen. Dazu war er stets überaus freundlich und zuvorkommend, ein Gentleman ohne Allüren.

Kurt Felix lieferte in seinen Sendungen angewandte Verhaltensforschung mit versteckter Kamera, Einblicke in die menschliche Natur im Ausnahmezustand komischer Verstrickungen. Immer wieder erfand er noch absurdere Umstände, in die er seine nichtsahnenden Studienobjekte hineinkatapultierte. Einmal liess er einen Lift konstruieren, der seine Fahrgäste direkt in eine Dusche führte, in der bereits ein nackter Mann und eine nackte Frau zugange waren. Populäre Situations-



Gentleman ohne Allüren.

komik, die lustig ist, liebevoll bleibt und nicht ins Derbe, Verachtende wegkippt, ist eine anspruchsvolle Kunstform. Wer Menschen in ungewohnte Situationen stürzt, entblösst sie zum Amüsement der Zuschauer. Hier den richtigen Ton zu treffen, ist enorm schwierig. Felix beherrschte das Metier perfekt. Er war ein anständiger, integrierter Mann, der die Grenzen kannte, weil er die Menschen gern hatte.

Viele Zeitungen, die Felix heute bejubeln, lachten ihn aus, als er mit «Verstehen Sie Spass?» in Deutschland die Massen begeisterte. Dass er, bürgerlich denkend, politisch nicht unbedingt auf der Linie der SRG und der grossen Zeitungshäuser lag, spielte mit. Wesentlich ist, dass er sich auch gegen Widrigkeiten durchsetzte und den Erfolg zum Massstab seines Handelns machte. Leider war es absehbar, dass Kurt Felix seiner schweren Krebserkrankung irgendwann erliegen würde. Das Ereignis wird dadurch nicht weniger traurig, dass man es kommen sieht. Es tut besonders weh, jemanden zu verlieren, der ein Vorbild war und so viele Menschen mit seinen Sendungen und seinem Charakter berührte.

Das einzige Land unter den grossen Industrienationen der Welt, das während der Finanzkrise (2008–2011) seine Gesamtverschuldung senken konnte, ist die Schweiz. Deutschland, Frankreich, Japan, USA und Österreich: Überall gingen die Schulden hoch. Nur in der Schweiz sanken sie, wenn auch bloss leicht. Dieser erstaunliche Befund lässt sich in dem ausgezeichneten Buch «Wirtschaftskrise ohne Ende?» von Aymo Brunetti nachlesen, dem früheren Seco-Chef, der heute als Wirtschaftsprofessor an der Universität Bern wirkt. Wesentlicher Grund für diese Ent-

wicklung ist der Mechanismus der Schuldenbremse. Dieses kluge Instrument führt dazu, dass die Schweiz in Rezessionen ihre Verschuldung zur Ankurbelung der Wirtschaft erhöhen darf. In wirtschaftlich guten Zeiten allerdings zwingt sie die Schuldenbremse, die Überschüsse im Staatshaushalt für den Schuldenabbau einzusetzen. Es ist vernünftig, in Krisen staatliche Mehrausgaben zuzulassen. Aber es ist brandgefährlich, die Schulden in der Hochkonjunktur nicht wieder herunterzufahren. Dass die Euro-Zone heute in dieser gewaltigen Staatsschuldenproblematik steckt, hat entscheidend damit zu tun, dass die Staaten in der Hochkonjunktur keinen Schuldenabbau betrieben hatten. Das macht sie doppelt verwundbar: Sie gehen in eine Rezession mit hohen Schulden, so dass ein Schuldenabbau die Rezession noch verschärft. Gleichzeitig wird die Neuverschuldung immer teurer.

Die Schweiz macht es besser. Neben der Schuldenbremse wirkte auch die bundesrätliche Politik vorteilhaft. Der damalige Finanzminister Hans-Rudolf Merz drückte mehrere Entlastungsprogramme mit Ausgabenkürzungen von 5 Milliarden Franken durch. Steuer-Mehreinnahmen und die Erträge aus den Aktienverkäufen der Swisscom flossen in den Schuldenabbau. Ausserdem profitierte der Bund von der Rettung der Grossbank UBS im Herbst 2008, was 1,2 Milliarden Franken in die Kassen spülte. Wichtig war auch, dass Merz die Schuldenbremse auf den ausserordentlichen Bundeshaushalt ausweitete, der zuvor als Ventil für Sonderausgaben verwendet worden war mit dem entsprechenden Wildwuchs. Bis 2008 hatten die Schweiz, Spanien und Irland, prozentual, ungefähr gleich viel Schulden. Während die Schweizer Verschuldung sank, schossen die Schulden in Spanien und Irland in die Höhe.

Das sind gute Nachrichten, hinter denen gute bundesrätliche Leistungen stehen. Während die Euro-Zone ächzt, bleibt die Verschuldung stabil. Man sollte sich davon allerdings nicht allzu sehr blenden lassen. Ein Blick auf die Konjunkturlage im Inland legt den Schluss nahe, dass die Schweiz in den letzten Jahren noch mehr hätte sparen können, ja müssen. Stattdessen wurden rund ein bis zwei Milliarden Franken für fragwürdige Konjunkturan-kurbelungsprogramme ausgegeben. Die fast ungebremste Zuwanderung aus dem Ausland ist ein Indiz dafür, dass die wirtschaftliche Dynamik schon seit Jahren anhält (siehe dazu auch *Weltwoche*-Cover «La crise n'existe pas»). Die Schweiz erlebt eine Wirtschaftsblüte, ohne dass die Gunst der Stunde für einen weiteren Schuldenabbau genutzt worden wäre. Der Wohlstandsgewinn wurde verkonsumiert, auch Steuersenkungen zur Entlastung von Bürgern und Unternehmen blieben aus. Die Schweiz macht es gut, aber sie könnte, müsste es noch besser machen.



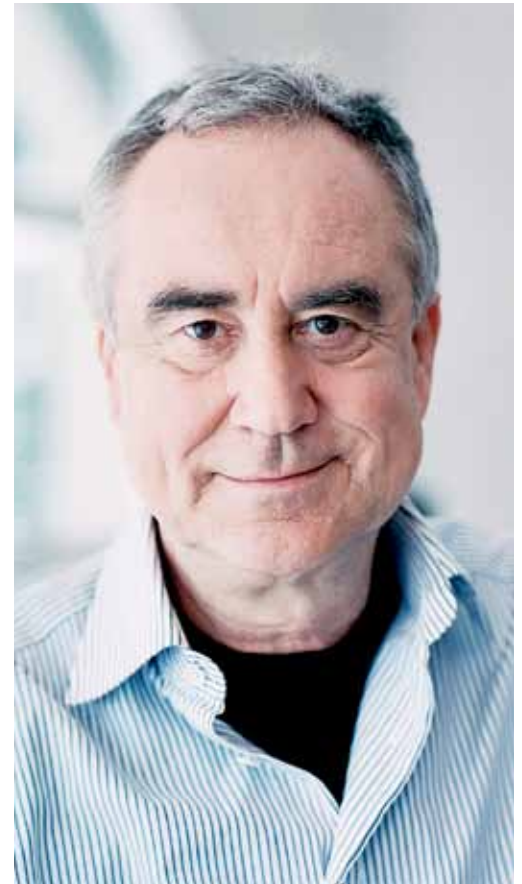
Gift der Schönheit: Botox. Seite 50



Der Rechthaber: Ökonom Sarzazin. Seite 46



Erfolgreiche Hotels: «Palace» in Gstaad. Seite 40



Quotenkönig: Kurt Felix (1941–2012). Seite 60

Kommentare & Analysen

7 Editorial

13 **Kommentar** Die Skepsis gegenüber Nato und EU wächst

13 **Im Auge** Mark Elliot Zuckerberg, Facebook-Erfinder

14 **Humor** In Europa siegen die Anti-Parteien

15 **Personenkontrolle** Blocher, Zuppiger, Brunner, Bouvard, Maurer, Margelist

15 **Nachruf** Robin Gibb, Sänger

16 **Gottloses Europa**

Über die Hälfte der Europäer hat sich von Gott abgewandt

18 **Christentum** Das Rezept von Kardinal Kurt Koch

20 **Die Deutschen** Was darf man noch diskutieren?

20 **Wirtschaft** Staatsausgaben bringen kein Wachstum

21 **Ausland** Schwierige Zeiten für die Nato

22 **Mörgeli** Die EU und ihre Würste und Würstchen

22 **Bodenmann** Statt neuer Gripen gibt es Indiskretionen

23 **Medien** Zum Tod von Kurt Felix

23 **Kostenkontrolle** Fünf Rappen mehr pro kWh Atomstrom

24 **Leserbriefe** / Darf man das?

Hintergrund

26 **Konrad Hummlers einsamer Kampf**

Nach dem Notverkauf der ältesten Privatbank mehren sich Belege, dass die Bank vom Bund im Stich gelassen wurde

30 **Der Bebbi-Komplex**

Basel – keine andere Schweizer Stadt ist so widersprüchlich

32 **Sexgewerbe** Der Milieu-König und seine Chefbeamtin

33 **Bern** Neue Pläne von Bundesrätin Widmer-Schlumpf

34 **Regulieren geht über Studieren**

Was taugen die bekanntesten Schweizer Wirtschaftspolitiker?

36 **Elixiere des Teufels**

Die abwegigen Argumente der Impfgegner

39 **Bildung** Der Universität St. Gallen droht das Mittelmass

40 **Hoteliers, die es richtig machen**

Erfolg mit Kreativität und Kampfgeist in harten Zeiten

42 **Hotellerie** Gefordert sind bessere Rahmenbedingungen

43 **Tourismus** Die grossen Schweizer Hotel-Pioniere

44 **«Gefährlicher Tabubruch»**

Ökonom Aymo Brunetti warnt vor einer Hyperinflation

46 **Der Brandstifter und die Feuerwehr**

Was Ex-Bundesbanker Thilo Sarrazin zur Euro-Krise sagt

48 **«Baschar ist eine Marionette»**

Gespräch mit dem Cousin des syrischen Präsidenten

50 **Botox für alle**

Schauergeschichten können den Botox-Boom nicht stoppen

52 **Die Lust am Lachen**

Marco Rima ist seit dreissig Jahren Comedy-Unternehmer

58 **Brust statt Nuggi**

Kinder stillen ist besser – die These von Kinderarzt Bill Sears

Thomas Jäggi, Geschäftsleiter, EES Jäggi-Bigler AG

Die EES Jäggi-Bigler AG ist Business Sunrise Kunde, weil auch sie innovative Lösungen effizient umsetzen.



Die EES Jäggi-Bigler AG bietet ihren Kunden schlüsselfertige Komplett-Systeme zur effizienten Energiegewinnung. Um ihre elektronischen Kommunikationssysteme ressourcenschonend und zentral zu koordinieren, setzt die EES Jäggi-Bigler AG auf die Dienstleistungen von Business Sunrise. Wechseln auch Sie zu Business Sunrise. Weil Sie dort nicht nur die attraktivsten Kommunikationslösungen erhalten, sondern auch einen Service, der genau auf Sie abgestimmt ist. [business-sunrise.ch](https://www.business-sunrise.ch)

Business Sunrise



«Schon Zweijährige haben Pädagogen als Betreuer»: Unternehmensberater Himmelstrand. Seite 54

Interview

54 «Was, Ihr Kind ist nicht in der Krippe?»

Der Familienexperte Jonas Himmelstrand kritisiert die breite Krippenbetreuung in Schweden: Wer seine Kinder alleine erziehen will, habe es schwer

Stil & Kultur

60 Wie Victorinox und Toblerone

Erinnerungen an Kurt Felix von Hannes Bichsel

64 Bestseller

64 Gnadenloser Blick auf die Realität

Wie konnte der Germanist Peter von Matt einen solchen Kultstatus erlangen?

65 Jazz Franco Ambrosetti

66 Top 10

66 Kino «Moonrise Kingdom»

67 Fernseh-Kritik Das SF-Trauerspiel ums Kino

68 Fernsehen Im Gesellschaftsbereich mangelt es an Relevanz

69 Namen Flohmarkt an der Goldküste, «Happy Monday» im Kaufleuten

70 Gesellschaft Männer drängen in Frauenberufe

70 MvH Meine Witwe

71 Thiel Die Energieministrantin

71 Wein Château Gilette Sauternes Crème de Tête 1986

72 Die Besten Und es war Sommer ...

73 Auto Bentley New Continental GT V8

74 Hochzeit Ursina Quarella und Matthias Hee

Autoren in dieser Ausgabe

Aymo Brunetti



Der 49-jährige Ökonom ist Honorarprofessor an der Universität Bern und leitete von 2003 bis Januar 2012 die Direktion für Wirtschaftspolitik im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Im *Weltwoche*-Interview warnt er vor einem Austritt Griechenlands aus der Währungsunion. Seite 44

Kurt Pelda



Der 47-jährige Basler hat Volkswirtschaft studiert und begann seine journalistische Laufbahn auf der Wirtschaftsredaktion der NZZ. Für seinen Artikel hat er das heftig skandalisierte Buch von Thilo Sarrazin («Europa braucht den Euro nicht») gelesen – mit neuen Einsichten. Seite 46



BACK TO THE ROOTS:

Investmentklassiker mit Tradition und Substanz. Am 24. Mai 2012 in Ihrem Briefkasten!

dp payoff

Direkt am See

Exklusiv wohnen in Wädenswil. Panorama See-
und Bergsicht, Seeanstoss, Pool, Wellness-Spa
und Fitness inklusive.



www.beach-house.ch
Tel. 044 680 15 05

Baubeginn erfolgt.

PEACH 
PROPERTY
GROUP

Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick

Mehr Recherche

Mehr Vielfalt

Winter: Ist die Klimawärmung jetzt auch noch an der Kälte schuld?
DIE WELTWOCH



Das schönste Haus der Schweiz
Napoleon im Thurgau: Die bewegte Geschichte von Schloss Eugensberg.
Von Daniel Klotzsch

Chaosstige in der SVP
Die wahlrechtlich Schweizer Partei ist aus dem Trübsal.
Von Philipp Gut

Strategien gegen Amerika
Die wichtigsten Fragen und Antworten im Bankenreit.
Von Pierre Hoffmann und Kurt Pold

Im Gespräch: Stephan Schmidheiny, Mark Zuckerberg, Jörg Randegger
DIE WELTWOCH



Kampf um die Volksschule
Staatsanwaltschaft über Frick: Was ist das bessere Modell?
Von Philipp Gut

Heroin auf Krankenkasse
Die unheimlichsten Schweizer Gesundheitsleistungen.
Von Christoph Landolf

Jede für sich und alle gegen alle
Frauen unter Frauen: Das «Blauweiss»-Syndrom.
Von Mélanie Mafli

Kameradschaft: Wie Ueli Maurer seinen Kumpel Pius Segmüller durchföhrt
DIE WELTWOCH



Die erste sexuelle Revolution
Vergisst die Blumenkinder: Es begann vor 150 Jahren in England.
Von Urs Gellinger

Verschandlung der Berge
Franz Weber und sein Kampf gegen die Zubetonierung der Schweizer Alpen.
Von Florian Schmid

Spaniens Peseten-Aufstand
Ein Dorf bei Madrid rebelliert gegen den Euro.
Von Tom Wondol

Aufleger: Christian Levrat, Gert Müller, Nicolas Sarkony, Dolly Parton
DIE WELTWOCH



Die Griechen der Schweiz
Warum die Romandis weniger arbeiten und höhere Löhne beziehen.
Von Andreas Kunz

Drama um die Thermo Vals
Grosses Kino in einem Bündner Bergdorf.
Von René Löhner

«Männer sind emotionale Kapitalisten»
Soziologie Eva Elvaz über den modernen Beziehungsmarkt.
Von Franziska K. Müller

Weltlage: Christa Riguzzi, Vladimir Putin, Andrew Breitbart, Beat Fux
DIE WELTWOCH



Der stille Krieg gegen die Christen
Sie sind, aber weltweit am meisten verfolgte Religionsgruppe.
Besonders in den islamischen Staaten.
Von Urs Gellinger

Aufstand in der Romandie
Wie viel Fiktion erzählt die Schweiz?
Von Andreas Kunz

Frauenkrankheit Esoterik
Warum erliegt das weibliche Geschlecht der Versuchung des Übernatürlichen?
Von Kristin Marthaler Gentry

Ama al-Asaad: Die schöne, überschätzte Diktatorstochter
DIE WELTWOCH



Hilfe, meine Oma ist schwanger
Kinder für alle: Wo sind die Grenzen?
Von Philipp Gut und Alex Rothmann

Gemütliche Nationalbank
Fünftägliche Bedingungen für Kaffeebohnen und offene Fragen nach der Affäre Hiltbrand.
Von Urs Paul Engler und Pierre Hoffmann

Knüsels Kulturkeule
Der Pro-Helvetia-Direktor rechnet mit dem Subventionen ab.
Von Rüdiger Kämpf

Schweiz: Andreas Kunz über das Drama um den «Kaputt»
DIE WELTWOCH



Die vergessenen Helden des Mount Everest
Wie Genfer Alpinisten um ein Haar den höchsten Berg der Welt eroberten.
Von Oswald Oetli und Jean-Jacques Kappeler

Präsident Perfekt
Martin Landolt strebt wendig an die Spitze der BDP.
Von Urs Paul Engler

Hände weg von Syrien!
Warum eine militärische Intervention die Lage nur verschlimmern würde.
Von Urs Gellinger

Ungarn: Crosses Interview mit Regierungschef Viktor Orban
DIE WELTWOCH



Staatsfeind Nummer 1
Wie politisch ist das Verfahren gegen Christoph Blocher?
Von Alex Kunz, Urs Paul Engler und Philipp Gut

Leonardo Da Vincis verlorenes Meisterwerk
Ein Thrufilex aus der Wirklichkeit dekodiert die internationale Kunst-Szene.
Von Urs Gellinger

Melina Scheidegger: Ein Hausmann über den geschichteten Rollentausch
DIE WELTWOCH



Die Roma kommen: Raubzüge in die Schweiz
Familienbetriebe des Vertriebs.
Von Philipp Gut und Ben Zlatos

Die unsichtbare Schlinge
Wie Staatsanwältin Schweizer Rechtsanwältin, die von Urs Paul Engler

Casanova, der Intellektuelle
Der weltberühmte Liebhaber war eigentlich ein Mann des Geistes.
Von Tony Ferriter

Der Chorängler: Urs Paul Engler über den delegierten FDP-Chef
DIE WELTWOCH



Warum Optimisten recht haben
Noch nie ging es so vielen Menschen objektiv so gut wie heute.
Von Peter Keller

Die Roma-Debatte
Mit Klagen und Denkverboten in den Missständen nicht beizukommen.
Von Philipp Gut und Karin Kälin

Verfolgung auf der «Titanic»
Wie der Pfundstempel des Bankvereins auf dem Glücksspielmarkt einem Arbeiter Pflöcker hinterherjagt.
Von Rüdiger Kämpf

Ego-Mamas: Was Frauen alles wollen
DIE WELTWOCH



Hurra, wir geben auf
Wird die Schweiz zur Döckhaus-Nation?
Von Philipp Gut

«Schicken Sie jetzt die Kavallerie?»
Unterwegs mit Peter Steinböck, von Andreas Kunz

Treibjagden im Netz
Die Web-Tyrannen und ihre Opfer.
Von Christoph Landolf

Erfolgsgedanken: Viktor Giacobbe, Jacqueline Badran, Juan Carlos
DIE WELTWOCH



Doris Leuthard: Ausstieg ins Nichts
Portrait einer Bundesrätin, die sich energiepolitisch verraten hat.
Von Alex Rothmann

Kampf um den Finanzplatz
SVP gegen alle: Heftiger Widerstand gegen das Steuerabkommen mit Deutschland.
Von Rüdiger Kämpf

Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.
Telefon: 043 444 57 01, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch,
oder unter www.weltwoche.ch/abo.

Burkhalters Bückling

Von Urs Paul Engeler — Der Bundesrat forciert die Annäherung an das Militär- und Kriegsbündnis Nato – Entgegen der immer skeptischeren Volksmeinung.



Auf dem Schleichweg: Aussenminister Burkhalter.

Gerade rechtzeitig vor der Abstimmung über die Initiative «Staatsverträge vors Volk» hat der neue Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) demonstriert, in welche Richtung die offizielle Schweiz sich weiterhin bewegt: in die internationalen Organisationen. Zwar nicht auf dem geraden, sondern auf dem Schleichweg, aber doch stetig und zielstrebig. Die krumme Tour schmiegt sich nicht nur der EU an, sie führt auch in die Nato.

Am Montag hat der freisinnige Bundesrat eine weitere Marke überschritten. Als erster Schweizer Magistrat hat er am Gipfel des weltbeherrschenden Militär- und Kriegspakts in Chicago nicht nur teilgenommen, sondern sich gar als Redner für eine «umfassende Sicherheitspolitik» in Szene gesetzt, wobei er dem von den USA kontrollierten Bündnis verstärkte («enhanced») Kooperation und die «Solidarität» der Schweiz zugesichert hat. Sehr interessant sei etwa die von der Nato entworfene und geforderte Zusammenarbeit zur Bekämpfung von Cyber-Attacken, sagte er. Er habe auf diesen Wunsch der USA «positiv» reagiert.

Das ist mehr als diplomatische Courtoisie. Burkhalter, der mit seiner Aufwartung vor den internationalen Militärs Verteidigungsminister Ueli Maurer (SVP) auch ausgebremst oder gar entmachtet hat, gehört zu jenem starken Flügel der FDP, der die Annäherung an die Nato seit

Jahren als konkretes Projekt betreibt. In ihrer «Vision 2007» haben diese Freisinnigen den Anschluss an internationale Grossgebilde zum Langfristziel der Partei erklären können: «Ihre aktive profilierte Mitwirkung nach aussen in Form der Mitgliedschaften bei EU und Uno ermöglicht der Schweiz, ihre besonderen Erfahrungen und Leistungen proaktiv einzubringen. Durch die aktive, gemeinsame Asyl-aussenpolitik gelingt es, den Zustrom von Asylsuchenden auf einem tiefen Niveau zu stabilisieren. Unser Land verfügt über eine moderne, mobile Milizarmee, die ihren Auftrag im Uno/Nato-Verbund erfüllt.» Diese Thesen hat die FDP nie revidiert oder gar widerrufen.

Tatsächlich zieht die Landesregierung seit langem konsequent auch in diese Richtung. Die «Partnerschaft für den Frieden (PfP)», die Anfang der 90er Jahre als derart unbedeutend angekündigt wurde, hat schleichend zu einer Nato-kompatiblen Armee geführt. Die militärischen Infrastrukturen, Gerätschaften, Logistik- und Kommandostrukturen des «neutralen» Landes sind mit dreistelligen Millionenbeträgen so auf die Nato-Normen abgestimmt, dass sie jederzeit eingegliedert werden und faktisch durch die Nato respektive durch die USA kontrolliert werden können.

»» Fortsetzung auf Seite 14

Unter Goldgräbern



Mark Elliot Zuckerberg, Facebook-Erfinder.

An der Wall Street regten sich einige Investoren fürchterlich darüber auf, dass Mark Zuckerberg, 28, auf der Roadshow für sein Facebook in Alltagsklamotten, Kapuzenpullover und Jeans, herumlümmelte. «Er sollte mehr Respekt zeigen vor Leuten, deren Geld er haben will.» Abgesehen davon, welche Ehrerbietung etwa die Banker von J.P. Morgan oder andere Milliardenverzocker verdienen – vielleicht blicken Financiers nicht über Hemdkragen und Krawatte hinaus, wenn es um Mode geht.

Seinen Kapuzenpullover haben christliche Mönche im Mittelalter erfunden, in der Neuzeit schützte er Arbeiter in Tiefkühlslagern, ehe er die Strasse eroberte. Die Jeans, die Zuckerbergs aufrechten Gang unterstützen, kamen ursprünglich aus Genua, französisch Gênes, daraus wurden Jeans, die Nietenhose, die der Stoffhändler Levi Strauss und der Schneider Jacob Davis am 20. Mai 1873 patentieren liessen. Die robusten Jeans waren die ideale Arbeitskleidung für Goldgräber, die über den Kontinent nach Kalifornien stürmten wie hundert Jahre später die Generation der Computer-Nerds. Auch Steve Jobs, der Apple-Guru, kam in Cupertino nicht aus seinen Jeans heraus.

Als Schüler hatte Mark Zuckerberg schon einen intelligenten Plattenspieler entwickelt, der die Vorlieben seiner Benutzer speicherte. Das Geheimnis der Wünsche seiner Mitmenschen zu knacken und sie zu verbinden, diese Kernidee setzte er auf seiner ersten Website um, als er Bilder von Studentinnen und Studenten einander gegenüberstellte und fragte: «Wer passt zu wem?» Das Urteil des Paris per Mausclick: Innert zweier Stunden schalteten sich 22 000 ein, der Server von Harvard brach zusammen. Die Neugier ist seine Goldader. Mittlerweile schauen 900 Millionen in den virtuellen «Wer bin ich und wer kennt mich»-Spiegel.

Auch Zuckerberg konnte sich dem «Go West!»-Sog nicht entziehen und lebt *just married* mit Priscilla Chan, einer Ärztin, im Silicon Valley, in Palo Alto, als zirka zwanzigfacher Milliardär in einer Illusionsblase, deren Haut kaum so rissfest ist wie seine Jeans. Was bleibt: Levi Strauss oder Facebook? Peter Hartmann

Ruft die Nato, eilt der Bundesrat und bewilligt er bewaffnete Auslandseinsätze an allen Ecken und Enden der Welt. Nachdem Bern sogar zwei Offiziere zum gescheiterten IFAS-Einsatz in Afghanistan entsandt hatte, muss die Schweiz auch bei den Aufräumarbeiten nach dem Abzug der Nato-Truppen behilflich sein. 25 Millionen Franken steuert die Eidgenossenschaft dieses Jahr für «gute Regierungsführung» bei, dazu kommt noch eine spezielle Million für den Aufbau einer Polizei im kriegsversehrten Staat. Die Logik der Nato ist zum automatischen schweizerischen Beschluss geworden.

Seit 1999 nennt die Schweiz sich – nach einem stillen Parlamentsbeschluss – bereits «assoziiertes Mitglied» der parlamentarischen Nato-Versammlungen (Nato-PV). Eine Abordnung der sechsköpfigen parlamentarischen Nato-Delegation, gebildet aus Mitgliedern der Sicherheitspolitischen Kommissionen (SiK), pilgert regelmässig an Vollversammlungen, Tagungen oder Themenseminare der Nato-Staaten und -Strategen und gibt die aufgesaugte Doktrin in Form von Berichten an die beiden Kammern weiter.

Burkhalters ernstes Problem

Nun wird am Schutzschild gegen Angriffe aus dem virtuellen Raum (Cyber-War) gearbeitet. Was vernünftig oder sogar harmlos tönt, hat gravierende Folgen, wie die Erfahrungen aus der «Kooperation» im Kampf gegen den Terrorismus beweisen. Gemäss den internationalen Normen, welche die USA im Nachgang zu den 9/11-Anschlägen etabliert haben, hat Amerika die vollständige Kontrolle über den internationalen Zahlungsverkehr. Eine Verfahrenseröffnung in den USA genügt, um, wie im Fall der Bank Wegelin durchgespielt, jedes Geldinstitut der Welt innert Stunden lahmzulegen. Was linke Bankenhasser naiv beklatschen, ist der brutale US-Imperialismus, den sie bekämpfen. Die USA wollen sich mit der international-solidarischen Kooperation gegen Cyber-Attacken die Herrschaft über den virtuellen Raum sichern, weltumspannend.

Geradezu spassig ist Burkhalters Versicherung, der immer engere Anschluss an die Nato und an die USA sei für die neutrale Schweiz «kein Problem», wie er dem Staatsradio sagte: «Wir arbeiten nur zusammen, wenn wir wollen.» Das ernste Problem ist, dass er und die Mehrheit des Bundesrates immer wollen. Ohne Volksabstimmung, versteht sich.

Denn gegen die neusten Zahlen, die das Zentrum für Sicherheitsstudien der ETH Zürich diese Woche aus ihren Langzeitbefragungen präsentiert, kommt er nicht an: Die Skepsis gegen Nato und EU wächst. Und das Bekenntnis der Schweizer zur Neutralität erreicht nach den Rekordwerten der letzten Jahre ein neues Allzeithoch von 95 Prozent!

Humor

Wie ein steifer Holzlöffel

Von Peter Keller — Piraten, Rebellen, Komiker: In Europa siegen die Anti-Parteien. Wird jetzt Viktor Giacobbo für das Winterthurer Stadtpräsidium kandidieren?

Ist es zum Lachen? Oder doch eher zum Weinen? In Italien gewinnt die Protestpartei eines Komikers die Lokalwahlen und stellt jetzt sogar den Bürgermeister der Stadt Parma. Seit 2010 regiert in Reykjavik Jón Gnarr, ein TV-Comedian, Radiomacher und ehemaliger Punkmusiker. Sein Wahlprogramm, das ihm damals den Sieg brachte: kostenlose Handtücher im Schwimmbad, ein drogenfreies Parlament bis 2020, transparente Korruption. Ausserdem versprach er, nach der Wahl sämtliche Wahlversprechen zu brechen ... In Deutschland zieht eine Jux-Partei namens Piraten reihenweise in die Landtage ein: im Saarland, in Schleswig-Holstein und neuerdings auch im bevölkerungsreichsten Bundesland Nordrhein-Westfalen. Man gibt sich demonstrativ rebellisch: In der Talkshow von Günther Jauch twitterte der Piraten-Geschäftsführer Johannes Ponader regelmässig seine Nachrichten aus der Runde und stellte damit die Vertreter der übrigen Parteien bloss. Daneben wirkte selbst die Grünen-Politikerin Renate Künast wie ein steifer Holzlöffel.

Sie wissen nicht, was sie wollen

Was ist los in Europa? Wird die herkömmliche Parteienlandschaft umgepflügt? Nehmen die Bürgerinnen und Bürger die Politik nicht mehr ernst? Oder wollen sie jetzt einfach pro-

fessionelle Humoristen statt unfreiwillige? Was die drei genannten Beispiele verbindet: Ob Piraten, Ex-Punker oder Polit-Clown, sie wissen nicht, was sie wollen. Ihr Programm ist, kein klares Programm zu haben. Und den Wählern scheint's egal zu sein.

Beppe Grillo zieht seit Jahren durch die italienischen Städte und Säle, um mit politischen Happenings die Leute zu begeistern. Dass er mit seinem «Movimento 5 Stelle» in die Parlamente und Regierungen einzieht, war kaum geplant und hat vor allem damit zu tun, dass die bereits etablierte Protestpartei Lega Nord klinisch tot ist. Die Selbstbereicherung durch den Parteiführer Umberto Bossi und seine Söhne werden die norditalienischen Separatisten kaum überleben. Was bleibt, ist eine enttäuschte (bürgerliche) Anhängerschaft, die lieber einen Komiker wählt als eine linke Alternative.

Der Rollentausch kommt selten gut

Wird das Phänomen auf die Schweiz übergreifen? Auch hier hat es Kabarettisten mit politischen Ambitionen. Im Zweifelsfall steht der heimische Satiriker links und spielt Cello. Aber richtig durchstarten mag keiner. Schade. Ein Viktor Giacobbo, der um das Winterthurer Stadtpräsidium kämpft, wäre eine reizvolle Vorstellung.

Auch das Gespräch mit Marco Rima (siehe Seite 52) kippte häufig ins Politische, ohne dass sich der Zuger Comedy-Mann eindeutig links oder rechts verorten liesse. Er wildert bewusst in allen Parteidärten: «Ich habe etwas zu sagen. Ich könnte mir gut vorstellen, in der «Arena» aufzutreten oder denen im Albisgütli die Leviten zu lesen», sagt Rima. Im Schulwesen etwa, sagt der ausgebildete Primarlehrer, würde einiges in die falsche Richtung laufen. Die politische Ochsentour will sich Rima allerdings nicht antun. Wenn schon, sagt er augenzwinkernd, würde er ganz oben, im Bundesrat, einsteigen wollen.

Soll der Hofnarr plötzlich in die Rolle des Kaisers schlüpfen? Auffallend ist, dass Kabarettisten ihre Leichtigkeit verlieren, sobald sie allzu missionarisch werden. Ein Rollentausch kommt selten gut. Zudem gibt es in der Schweiz kein vergleichbares Protestpotenzial wie in Italien oder Deutschland: Wer hierzulande unzufrieden ist, geht an die Urne und lässt den Bundesrat mit einer gewissen Schadenfreude an die Wand knallen. Unsere Ventilklause heisst direkte Demokratie.



Hofnarr als Kaiser: Polit-Clown Bepe Grillo.

Personenkontrolle

Blocher, Zuppiger, Brunner, Bouvard, Maurer, Margelist

Franz Kafka würde seinen bedrückenden «Prozess» neu schreiben, hätte er sich mit der Zürcher Oberstaatsanwaltschaft beschäftigen müssen. Auf die Notiz der *Weltwoche* (Nr. 18/12), wonach das hohe Amt in den SVP-Fällen **Christoph Blocher** und **Bruno Zuppiger** mit zwei unterschiedlichen Geschwindigkeiten arbeite, reagierte der leitende Oberstaatsanwalt **Andreas Brunner** mit dem Mail, der Text sei «bedauerlicherweise» mit einem Fehler behaftet: «Die Geschwindigkeiten sind die gleichen, die eine nur bei lautem (sprich medialem), die andere bei leisem (sprich Stillschweigen bei laufender Untersuchung) Motor.» Auf die Rück-



«Lauter Motor»: Oberstaatsanwalt Brunner.

fragen, welche Amtshandlungen in der Causa Zuppiger dann schon erfolgt seien (auch Razzien?) und wann mit einem Entscheid zu rechnen sei, antwortete Brunner zunächst gar nicht. Eine erneute Anfrage liess er durch seine Medienverantwortliche lic. iur. **Corinne Bouvard** mit dem Sätzchen wegwischen, «einzelne Untersuchungshandlungen» würden «aus Rücksicht auf das laufende Verfahren nicht kommuniziert». Auf die Nachfrage, warum Brunner dann im Fall Blocher die «einzelnen Untersuchungshandlungen» gleichwohl kommuniziert habe, antwortete lic. iur. Bouvard in einem länglichen Mail dahingehend, dass der Druck der Medien (inklusive falscher Anschuldigungen gegen die Staatsanwaltschaft) diese Information nötig gemacht habe.

Die Zusatzfrage, warum der leitende Oberstaatsanwalt die Razzien bei Blocher nicht nur kommuniziert, sondern via TV sogar vorverurteilend kommentiert habe («Wir haben potenziell beweisrelevantes Material gefunden»), taxierte lic. iur. Bouvard schliesslich als unseriös. Da die Erkundigung nichts mit dem Verfahren Zuppiger zu tun habe, gehe sie nicht darauf ein: «Wollen Sie aber über das Verfahren Blocher einen Bericht schreiben, so wäre ich dankbar, Sie würden künftig Ihre Frage offen und transparent stellen und nicht auf Um-



18-tägiger Mailverkehr: Juristin Bouvard.

wegen dazu kommen.» Schliesslich verlangte lic. iur. Bouvard, dass ein Text, der auf diesem 18-tägigen Mailverkehr basiert, ihr vorgängig vorzulegen sei. Was aus Rücksicht auf eine unabhängige journalistische Arbeit nicht befolgt werden konnte. (upe)

Was hat **Ueli Maurer** gemacht, bevor er Agrarfunktionär und Politiker wurde? Eine KV-Lehre, so viel ist bekannt. Was zwischen Stiffti und Chefsessel in einer landwirtschaftlichen Genossenschaft war, steht nirgendwo. Zwecks Erstellung einer Grafik mit Lebensläufen (*Weltwoche* Nr. 20/12) haben wir deshalb bei der VBS-Pressestelle nach einem detaillierten Lebenslauf des Verteidigungsministers gefragt. Fünf Tage später schickte **Sonja Margelist**, eine von diversen Pressesprecherinnen im Maurer-Department, ein Dokument, das allerdings die geforderten Angaben nicht enthielt. Eine weitere Woche und diverse Anfragen später teilte Margelist mit, das VBS veröffentliche keine weiteren Details. Einen Hinweis lieferte das Munzinger-Archiv, so etwas wie der Goldstandard unter den biografischen Datenbanken: «M. absolvierte eine kaufmännische Lehre bei der landwirtschaftlichen Genossenschaft Volg. Anschliessend konnte er das Gymnasium besuchen.» Ist die Informationsabteilung des VBS deshalb so zugeknöpft, weil der bodenständige Maurer höhere schulische Gymnaisum-Weihen verschweigt? Sprecherin Margelist wollte die Information weder bestätigen noch dementieren. Erst am Tag nach Drucklegung der letzten *Weltwoche* kam die Antwort doch noch: «BR Maurer hat weder ein Gymnasium besucht noch eine Matura abgeschlossen.» (cal)



Details zum Lebenslauf: Bundesrat Maurer.

Nachruf



Scharfkantiger Bariton: Sänger Gibb.

Robin Gibb (1949–2012) — Er war der Hagere, der mit den Zähnen, dessen scharfkantiger Bariton durchaus nerven konnte. Dieses androgyne Vibrato, das sich in dramatischen Momenten zu einem veritablen Flattern verstärkte, war neben Barrys gepresstem Sopran das Markenzeichen der Bee Gees. The Brothers Gibb – das waren nicht nur die Brüder Barry, Robin und Maurice, The BGs, wie sie sich zunächst nannten, sie waren auch eine Schicksalsgruppe. «Die einzigen, die uns wirklich verstanden, waren wir selbst», pflegte Robin zu sagen, «wir drei waren wie eine Person.» Eine Lebensverschwörung, die schon in der Namensgebung zum Markenzeichen geronnen war, aber auch zu erbittert ausgeprägten Eifersüchteleien führte. Robin war der «Schwierige», der in Jugendjahren mit pyromanischen Neigungen zu kämpfen hatte und immer eine Art exzentrisches Aussenseitertum in der Band führte. Als Sohn einer Sängerin und eines Bandleaders wurde er 1949 als Zwillingbruder von Maurice geboren, und es verschlug ihn früh mit seiner Familie ins australische Brisbane. Mit ihren Mädchentröster-Balladen setzten sich die Bee Gees neben den Beatles und Stones als dritte Kraft der britischen Pop-Weltmacht durch. Nach einer Durststrecke Anfang der siebziger Jahre entwarfen sie mit gleissendem Song-Design für den Travolta-Film «Saturday Night Fever» den verbindlichen Sound der Disco-Ära. Immer wieder brach Robin Gibb aus dem Familienverbund aus und arbeitete erfolgreich an Soloprojekten. Nach Maurice (2003) ist nun auch Robin Gibb gestorben. Die Bee Gees gibt es nicht mehr. *Thomas Würdehoff*

Gottloses Europa

Von Urs Gehrig — Über die Hälfte der Europäer hat sich von Gott getrennt. Die Abtrünnigen suchen Halt in spirituellem Ersatz oder glauben gar nichts mehr. Dabei zeigen Forschungen Bemerkenwertes: Atheisten sind toleranter und wissen mehr über den Schöpfer, an den sie selbst nicht glauben.

Wenn am Pfingstsonntag die Kirchenglocken läuten, wird die Mehrheit der Schweizer auf einer Wanderung sein, mit dem Auto im Stau stecken oder unter der Bettdecke dösen. Die meisten können sich kaum an ihren letzten Gottesdienst erinnern. Viele haben der Kirche für immer den Rücken gekehrt.

In den letzten Jahren sind so viele Menschen aus der Kirche ausgetreten wie noch nie. Selbst Gläubige, die ihrer Kirche noch die Treue halten, scheinen immer weniger Lust zu haben, sich auch näher auf sie einzulassen. Vor vierzig Jahren besuchte hierzulande noch rund ein Drittel regelmässig einen Gottesdienst. 2010 waren es keine 10 Prozent mehr, wie Umfragen des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institutes ergaben.

Damit liegt die Schweiz im europäischen Trend. Nicht nur in Westeuropa leeren sich die Kirchen. Selbst in Polen, der Heimat von Papst Johannes Paul II., wo sich 95 Prozent der Bevölkerung als Katholiken bezeichnen, besuchen lediglich 41 Prozent regelmässig die Sonntagsmesse. In den grossen Städten wie Warschau oder Krakau sind es bloss 20 Prozent.

Viele bringen den Mitgliederrückgang der katholischen Kirche in Europa in Verbindung mit den dort vorherrschenden stramm konservativen Regeln. Rigorose Ansichten über Abtreibung, (Homo-)Sexualität, Sterbehilfe, den Gebrauch von Kondomen im Kampf gegen Aids sowie pädophile Priester seien der Grund, dass immer mehr ihren Namen aus dem Taufregister strichen.

Ein liberalerer Kurs der katholischen Kirche würde die Absetzungsbewegung von Gläubigen bremsen, wird oft moniert. Doch der Mitgliederschwund in den reformierten Kirchen zeigt, dass progressive Glaubenspraxis kein Rezept gegen den Niedergang darstellt. Unter den regelmässigen Schweizer Kirchgängern liegen die Reformierten mit 14 % aller Gottesdienstbesucher nicht nur weit abgeschlagen hinter den Katholiken (37,9 %), sondern auch hinter den evangelischen Freikirchen (29,1 %) und nur knapp vor den Muslimen (10,5 %)

Höhere Mächte sind schuld

Die Krise ist nicht neu. Die «klassischen» katholischen und reformierten Kirchen in Europa klagen seit Jahrzehnten über leere Gotteshäuser, Überalterung der Gläubigen und Kirchenaustritte. Über den ganzen Kontinent gleichen sich die Erklärungsmuster: Die Fehler lägen jenseits von Kirche und Kanzel. Höhere Mäch-



Frontkämpfer unter den Ungläubigen: Papstgegner in Berlin.

te seien schuld, bestätigt die Forschung, allen voran «tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen». So auch bei uns: «In den vergangenen Jahrzehnten hat in der Schweiz ein nachweisbarer Wertwandel von Pflicht- und Akzeptanz- zu Selbstentfaltungswerten stattgefunden, welcher auch die Religion stark verändert hat», kommt eine Nationalfondsstudie der Universität Lausanne zum Schluss.

Wohin diese Entwicklung zeigt, darüber sind sich die meisten Religionsforscher einig. Sie konstatieren eine ungebremste Verweltlichung. David Voas, einer der einflussreichsten Vertreter der Säkularisierungstheorie, geht davon aus, dass institutionelle Religiosität zunächst von einer «fuzzy fidelity» (einer «unscharfen Religiosität») abgelöst wird, um dann schliesslich in der Religionslosigkeit zu münden.

Dieser Trend mag kaum jemanden erstaunen, sein Tempo allerdings schon. «Die Konfessionslosen sind das am schnellsten wachsende Segment auf dem Markt der Weltanschauungen», sagt Barry Kosmin, Säkularismus-Forscher am Trinity College in Hartford, Connecticut. Weder die Anhänger Christus' noch Mohammeds vermögen mit den Gottlosen Schritt zu halten.

Zwar beschränkt sich der Vormarsch der Gottlosen nicht auf Europa. In den USA zum Beispiel verlieren die Kirchen jedes Jahr bis zu eine Million Mitglieder. Doch beim Ausmass der Verweltlichung bleibt der alte Kontinent unerreicht. Bereits 2005 glaubten innerhalb der EU durchschnittlich nur 52 Prozent an einen Gott, wie dem Eurobarometer «Social Values, Science & Technology» der Europäischen Kommission zu entnehmen ist. (Mit 48 Prozent Gottesgläubigen figurieren die Schweizer sogar als noch gottloser als der EU-Durchschnitt.) Heute dürfte sich mehr als die Hälfte der Europäer von Gott abgewendet haben.

Atheisten, Deisten, Sheilaisten

In absoluten Zahlen rangieren die Ungläubigen nach Christen (2,3 Milliarden) und Muslimen (1,6 Milliarden) bereits auf Platz drei (1,3 Milliarden). Umso erstaunlicher, dass über die Gottlosen bloss wenig bekannt ist. Der Grund liegt nicht zuletzt in ihrer Vielgestalt. Die Ungläubigen manifestieren sich als bunte Schar von Menschen verschiedenster Überzeugungen. Zur prominentesten Untergruppe zählen Atheisten. Sie sind die Frontkämpfer unter den Ungläubigen. Getreu dem griechischen Adjektiv *átheos* (gottlos) lehnen sie den Gottesglauben ab und treten ihm dezidiert entgegen. Auf 262 Millionen weltweit schätzt der Religionshistoriker Georges Minois («Geschichte des Atheismus») ihre Zahl. Karl Marx und Friedrich Nietzsche gehörten zu ihnen, auch der Naturforscher Darwin. Deutlich zahlreicher und gelassener als die Atheisten sind Agnostiker, die die Frage nach Gottes Existenz für unklar und letztlich irrelevant halten. Rund eine Milliarde machen sie laut Minois aus.

Jenseits der «zwei grossen A» – Atheisten und Agnostiker – ist es eine Unzahl kleiner Gruppierungen, welche das Panoptikum des Nichtglaubens zu einer illustren Gemeinde macht: Freidenker gehören dazu, Lückenbüsser-Gläubige, engagierte Zweifler und Humanisten, die Gott nicht absolut verneinen, aber ihre Hoffnung nicht auf ihn setzen. Nicht alle sind Ungläubige im strengen Sinn, viel mehr sind es Konfessionslose, die einem pekuniären Glauben frönen, wie die Deisten, die an eine diffuse Schöpfermacht glauben, die allem Sein den Anstoss gegeben habe. Die Egozentriker unter den Konfessionslosen sind die Sheilaisten, die nur an sich selbst glauben. Ganz anders situiert sind die anthropologischen Optimisten, sie wollen an das Gute im Menschen glauben. Als Zeiterscheinung schliesslich mag man die Kosmotheisten betrachten, Öko-Spirituelle, welche die Natur als göttlich begreifen.

In absoluten Zahlen rangieren die Ungläubigen nach Christen und Muslimen bereits auf Platz drei.

Der Trend zum Beliebigen ist auch innerhalb der konventionellen Glaubensrichtungen zu beobachten. So manifestiert sich unter Kirchenmitgliedern seit einiger Zeit ein buntes Spektrum verschiedener Glaubensvorstellungen: zenmeditierende Katholiken, von der Reinkarnation überzeugte Protestanten oder religiöse Indifferente.

Die konventionellen Kirchen zerbrechen sich seit geraumer Zeit den Kopf über das Phänomen. Bereits 1965 richtete der Vatikan ein «Sekretariat für die Nichtglaubenden» ein, um «den Grund für ihre geistige Verwirrung und ihre Leugnung Gottes» zu verstehen. Selbst wenn das Sekretariat in das Denken moderner Atheisten einzudringen verstand, zu stoppen vermochte er ihren Zuwachs nicht.

Waren es vor einigen Jahrzehnten tendenziell gebildete, wohlhabende, männliche Städter, welche zur Religionslosigkeit neigten, sind Gottlose heute in allen Gesellschaftsschichten vertreten, auch unter Menschen mit Konfessionskürzel.

Besonders bemerkenswert ist die Erkenntnis des Pew Research Center: Atheisten wüssten besser Bescheid über den Gott, den sie negieren, als viele bekennende Gläubige. Gemäss Umfragen des Pew Center von 2010 in den USA sind Gottlose nicht nur bibelkundiger als Juden und Mormonen, sondern sie verweisen auch konventionelle Christen auf die Plätze. Diese herausragende Position der Konfessionslosen ist umso bemerkenswerter, als diese wachsende Gruppe kaum organisiert ist. Sie verfügt weder über Privilegien wie schulischen Unterricht, Geld wie Kirchensteuer oder staatliche Zuwendungen, noch hat sie eine nennenswerte Lobby.

Lässt sich der Sinkflug der Kirchen bremsen? Könnten politische Krisen oder ökonomische Unsicherheit die verirrtten Schafe wieder zum Hirten bringen? Das Gegenteil scheint zu stimmen: Trotz Euro-Krise rollt die Austrittswelle stetig voran. Auch die Ölkrise in den siebziger Jahren machte die Menschen nicht gläubiger. Und in Ostdeutschland fand nach dem Mauerfall und dem Ende der antikirchlichen Repression durch das SED-Regime keine Re-Christianisierung statt. Im Gegenteil: Nach der Wende nahmen die Kirchenausstritte im Osten beschleunigt zu. 67 Prozent der Ostdeutschen sind heute konfessionslos.

Religion aus dem Baukasten

Der Niedergang der «klassischen» katholischen und reformierten Kirchen in die Religionslosigkeit scheint also ungebremst fortzuschreiten. Doch auch dieser Eindruck täuscht. Das religiöse Empfinden nimmt nicht einfach ab, es manifestiert sich vielmehr in veränderter Form. Wer sich von der Kirche abkehrt, wird nicht automatisch antireligiös. Dem Abtrünnigen bietet sich heute eine Palette diverser spiritueller Angebote. Anstatt jeden Sonntag in die Kirche zu gehen, suchen Menschen spirituelle Bewegungstherapien auf, interessieren sich für heilende Kristalle, praktizieren Naturrituale oder basteln sich eigene transzendente Modelle jenseits der Tradition.

Gottesgläubige sehen die Flucht in den esoterischen Supermarkt als moderne Form des Aberglaubens. Anders beurteilen die Theologen Paul Heelas und Linda Woodhead das Phänomen. Sie sprechen von einer «spirituellen Revolution». Gemäss ihrer Theorie gibt es keinen Niedergang von Religiosität, sondern eine tiefgreifende Veränderung derselben. Institutionelle Religiosität wird von alternativer Spiritualität abgelöst.

Unklar ist, ob und wie die traditionellen Kirchen die Abgesprungenen aus dem Spiritualitätspool zurückerobern können. Kardinal Kurt Koch glaubt daran. Für eine Stärkung des Glaubens sieht er jedoch weniger die Kirche, sondern die Familie in der Pflicht. «Die Kinder müssen ihre Eltern als betende Menschen erfahren», mahnt er (siehe Interview, Seite 18).

Weniger zuversichtlich blicken Religionsforscher der Universität Lausanne in die Zukunft. In ihrer Nationalfondsstudie «Religiosität in der modernen Welt» (2011) sehen sie bei den Abtrünnigen kaum Potenzial für eine Rückkehr in die konventionellen Kirchen. Auch fanden sie «keine Anzeichen dafür, dass sich die Säkularen und die Distanzierten in Richtung einer alternativen Religiosität entwickeln». Ihr Fazit: «Die Gesamtentwicklung deutet bis jetzt eher in Richtung einer weiteren Distanzierung und schliesslich einer Religionslosigkeit.» ○

«Christliche Wurzeln gehen verloren»

Das Problem in Europa sei nicht die Stärke des Islam, sondern die Schwäche des Christentums, sagt Kardinal Kurt Koch. Sein Gegenrezept: Die Kinder müssten ihre Eltern als betende Menschen erfahren.



«Der Marxismus zum Beispiel ist letztlich auch eine Religion»: Kardinal Koch.

Kardinal Kurt Koch, seit Jahrzehnten erlebt Europa eine nicht abbrechende Welle von Kirchenaustritten. Woran liegt das?

Dafür gibt es verschiedene Gründe. Eine der Hauptursachen ist das neuzeitliche Phänomen, dass Menschen ein gebrochenes Verhältnis zu Institutionen haben. So treten immer mehr Menschen aus der Kirche aus. Könnten sie aus einem Staat austreten, würden sie wahrscheinlich auch das tun. Zudem stelle ich eine steigende Bedeutungslosigkeit der Religion im öffentlichen Leben Europas fest. Sie ist Privatsache und wird an den Rand gedrängt.

Oft kritisieren insbesondere junge Menschen, die katholische Kirche sei zu verstaubt, zu antiquiert. Können Sie diese Kritik nachvollziehen?

Die katholische Kirche ist eine der ältesten Institutionen überhaupt. Dies hat auch eine Kehrseite. Es hat sich das Vorurteil verfestigt, die Kirche lebe nur in der Vergangenheit. Dabei ist nichts aktueller als die Botschaft des Evangeliums, nämlich von Gott geliebt und getragen zu werden. Es geht um die Frage, ob der Himmel, unter dem wir leben, verschlossen ist oder für das ewige Leben offensteht. Ohne diese Perspektive bleiben dem Menschen im irdischen Leben drei Dinge, in denen er Be-

friedigung findet: das Amüsement, die Liebe und die Arbeit. Nicht umsonst gibt es den Satz: «Wir amüsieren uns zu Tode.»

Offenbar gelingt es der katholischen Kirche aber besonders bei jungen Menschen nicht, die Aktualität der evangelischen Botschaft zu vermitteln. Der typische Kirchenbesucher hat das Rentenalter bereits erreicht. Was ist zu tun?

Als Erstes müssen wir die grössten Problemzonen identifizieren. Prekär ist die Lage meiner Meinung nach in der Familie, in welcher der Glaube dramatisch an Stellenwert verloren hat. Die Kinder müssen ihre Eltern als betende Menschen erfahren. Die Familie ist die Urzelle, in der der Glaube sich entfaltet und lebt. Die Kirche und die Schule sind nur subsidiäre Institutionen, die helfen, den Glauben zu verankern.

Gemäss Soziologen haben religiöse Empfindungen nicht einfach abgenommen, sondern sie manifestieren sich in anderer Form. Welche spirituellen Angebote, die die katholische und die reformierte Kirche konkurrieren, sehen Sie im Aufwind?

Der Volksmund sagt: «Wenn der Glaube die Vordertür verlässt, kehrt er als Aberglaube durch die Hintertür zurück.» Während die Soziologen in den 1960er Jahren überzeugt waren, das Religiöse sterbe als Folge der Sä-

kularisierung ab, sprechen sie heute von der Dauerhaftigkeit des Religiösen. Profitiert haben unter anderem zahlreiche esoterische Angebote, die jedoch auch wieder eher am Abflauen sind. Zudem konstatiere ich eine Verabsolutierung irdischer Wirklichkeiten, zum Beispiel von Nationen und Ideologien. Der Marxismus zum Beispiel ist letztlich auch eine Religion.

Keine Priesterweihe von Frauen, der Zölibat und eine verkrustete Sexualmoral: Wenden sich die Leute nicht aus diesen Motiven ab von der Kirche?

Das sind vordergründige Erklärungsversuche. Wenn sie stimmen würden, litten andere Kirchen unter weniger Austritten. Die evangelischen Kirchen verzeichnen noch mehr Austritte als die katholische Kirche, obwohl bei ihr all die Punkte, die Sie erwähnt haben, nicht die Ursachen sein können.

Steuern wir auf ein Europa ohne Gott zu?

Das glaube ich nicht. Wir erleben jedoch ein Europa, das seine christlichen Wurzeln verliert. Dafür beobachten wir eine starke und stets zunehmende Präsenz des Islam und anderer neuer Religionen. Die grosse Herausforderung ist nicht so sehr die Gottlosigkeit, als vielmehr die religiöse Vielfalt.

Läuten bei Ihnen angesichts des erstarken Islam die Alarmglocken?

Das Problem in Europa ist nicht die Stärke des Islam, sondern die Schwäche des Christentums. Wir müssen das Christentum stärken und alles unternehmen, damit es seine Identität und seine Wurzeln wiederfindet. Alles, was wir zur Stärkung des Christentums unternehmen, muss positiver Art sein. Eine Negativkampagne gegen den Islam hilft nicht weiter.

Die Weltwoche hat vor wenigen Wochen die Verfolgung der Christen in der muslimischen Welt dokumentiert. Weshalb stehen die Christen, auch in Europa, nicht lauter gegen diese Unterdrückung auf?

Wir befassen uns in Europa zu sehr mit uns selbst, alles dreht sich um unsere eigenen Probleme. Wir beschäftigen uns mit innerkirchlichen Fragen und vergessen dabei, die Situation der Kirche in anderen Kontinenten wahrzunehmen. Deshalb braucht es Organisationen wie Kirche in Not, die mit Reporten über die Lage der Christen in der Welt immer wieder auf diese Probleme hinweisen.

Kardinal Kurt Koch, 62, wurde am 20. November 2010 von Papst Benedikt XVI. zum Kardinal ernannt. Er ist der neunte Kardinal der Schweiz. Als «Ökumeneminister» kümmert er sich um die Einheit der Christen. Zuvor war er Bischof des Bistums Basel.

Die Fragen stellte **Kari Kälin**.

1. RECHTEN DAUMEN AUFSETZEN

2. TEXT LESEN

Neulich am Abend. Ein Ehepaar in den Fünfzigern betritt das Restaurant. Sie setzen sich an ihren Tisch. Kurz darauf präsentiere ich Ihnen die Speise- und Getränkekarte. Ohne einen Augenblick zu zögern, bestellen sie eine der besten Flaschen des Hauses; einen Château Cheval Blanc für mehr als 2'500 Franken. Die Flasche wird aus dem Weinkeller geholt. Ich öffne und dekantiere sie ganz ruhig. Ohne Stress. Ich serviere den Wein wie es sich gehört. Der Herr degustiert zuerst. Sein wohlwollendes Nicken und Gemurmel deutete ich als Zeichen der Zustimmung. Danach serviere ich den edlen Tropfen behutsam in das Glas der Dame. Im selben Augenblick erspähte ich im Hintergrund eine wunderschöne Frau. Ihre Augen sind dezent geschminkt. Ein Eye-Liner betont diskret die Konturen, und formt zusammen mit einem Maskara wunderschöne Bambli-Augen. Ihr Blick ist so bezaubernd, dass der eindrucklichste Sonnenuntergang der Welt mit wie billiger Neonlichter ringsherum durchdringt ein Schrei die angenehme Ruhe im Saal. Erschrocken schaue ich wieder an den Tisch des Ehepaars. Die Frau am Tisch schäumt vor Wut. Was habe ich bloss gemacht? Oh Nein! Benommen realisiere ich, dass ich mehr als die Hälfte der Flasche auf sie geschüttet habe. Das war mein letzter Abend im Restaurant. Doch dank diesem Zwischenfall hatte ich das Vergnügen, zu erfahren, was ein Inserat bewirken kann.

Neulich am Abend. Ein Ehepaar in den Fünfzigern betritt das Restaurant. Sie setzen sich an ihren Tisch. Kurz darauf präsentiere ich Ihnen die Speise- und Getränkekarte. Ohne einen Augenblick zu zögern, bestellen sie eine der besten Flaschen des Hauses; einen Château Cheval Blanc für mehr als 2'500 Franken. Die Flasche wird aus dem Weinkeller geholt. Ich öffne und dekantiere sie ganz ruhig. Ohne Stress. Ich serviere den Wein wie es sich gehört. Der Herr degustiert zuerst. Sein wohlwollendes Nicken und Gemurmel deutete ich als Zeichen der Zustimmung. Danach serviere ich den edlen Tropfen behutsam in das Glas der Dame. Im selben Augenblick erspähte ich im Hintergrund eine wunderschöne Frau. Ihre Augen sind dezent geschminkt. Ein Eye-Liner betont diskret die Konturen, und formt zusammen mit einem Maskara wunderschöne Bambli-Augen. Ihr Blick ist so bezaubernd, dass der eindrucklichste Sonnenuntergang der Welt mit wie billiger Neonlichter ringsherum durchdringt ein Schrei die angenehme Ruhe im Saal. Erschrocken schaue ich wieder an den Tisch des Ehepaars. Die Frau am Tisch schäumt vor Wut. Was habe ich bloss gemacht? Oh Nein! Benommen realisiere ich, dass ich mehr als die Hälfte der Flasche auf sie geschüttet habe. Das war mein letzter Abend im Restaurant. Doch dank diesem Zwischenfall hatte ich das Vergnügen, zu erfahren, was ein Inserat bewirken kann.



Inserate bewegen.

Dieses Inserat macht Werbung für Werbung in Zeitungen und Zeitschriften. Der Verband SCHWEIZER MEDIEN schreibt dazu jedes Jahr einen Wettbewerb für junge Kreative aus. Dabei siegte auch diese Arbeit – kreiert wurde sie von Gaël Tran und David Moret, Werbeagentur Euro RSCG, Genf. www.das-kann-nur-ein-inserat.ch



SCHWEIZER MEDIEN
MÉDIAS SUISSES | STAMPA SVIZZERA | SWISS MEDIA

Der Reflex

Von Henryk M. Broder — Was darf man noch diskutieren, und was ist schon eine «krude These»?



Als vor fast zwei Jahren bekannt wurde, dass Bundesbanker Thilo Sarrazin ein Buch mit dem Titel «Deutschland schafft sich ab» geschrieben hatte, setzte eine Welle der

Empörung ein. Das Buch sei «wenig hilfreich und kontraproduktiv», urteilte die Bundeskanzlerin, ohne auch nur einen Blick in das «Machwerk» geworfen zu haben. Das war der Tenor vieler Rezensionen, in denen vor allem von Sarrazins «kruden Thesen» die Rede war.

Nun legt Sarrazin nach, diese Woche erscheint sein Buch «Europa braucht den Euro nicht». Und wieder rollt eine Welle der Empörung an. Eine Kolumnistin mit Migrationshintergrund der *Frankfurter Rundschau* nannte Sarrazin «diese lispelnde, stotternde, zuckende Menschenkarikatur», die sich darauf spezialisiert habe, «das Niedrigste im Menschen anzusprechen»; Bundesfinanzminister Schäuble erklärte: «Entweder redet und schreibt Sarrazin aus Überzeugung einen himmelschreienden Blödsinn, oder er macht es mit einem verachtenswerten Kalkül.» Die Fraktionschefin der Grünen im Bundestag, Renate Künast, verwahrte sich gegen einen Auftritt von Sarrazin bei Günther Jauch: «Nationalistischer Unsinn von Sarrazin passt nicht zum Bildungsauftrag eines öffentlich-rechtlichen Senders.»

Der Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, Reinhold Robbe, ging einen Schritt weiter: «Mit Sarrazin sollte sich niemand mehr in eine Talkshow setzen», seine Ansichten seien «so schwachsinnig, dass man darüber gar nicht diskutieren sollte». Dabei war bis dahin nur ein Satz aus Sarrazins neuem Buch bekanntgeworden. Die Befürworter der sogenannten Euro-Bonds seien «getrieben von jenem sehr deutschen Reflex, wonach die Busse für Holocaust und Weltkrieg erst endgültig getan ist, wenn wir alle unsere Belange, auch unser Geld, in europäische Hände gelegt haben».

Das ging zu weit. Damit hatte sich Sarrazin am Allerheiligsten der deutschen Geschichte vergangen, dem Holocaust. Was aber, wenn er im Grunde recht hätte? Könnte es sein, dass der «fortschrittliche» Teil der deutschen Politik aus Angst vor einer neuen «Machtergreifung» mit dem Wunsch nach Selbstentmachtung reagiert? Ist das noch diskutabel oder bereits eine «krude These»?

Aus der Mottenkiste

Von Kurt Schiltknecht — Wirtschaftswachstum lässt sich nicht mit zusätzlichen Staatsausgaben erreichen. Das sollte die Politik endlich einsehen und stattdessen echte Lösungen suchen.

Generationen von Wirtschaftsstudenten wurden mit Paul A. Samuelsons Lehrbuch «Economics» an das Fach herangeführt. Auch mich hat es als Student stark beeindruckt. Vor allem seine Aussage, dass «die Sicherung eines hohen Beschäftigungsniveaus bei stabilen Preisen lediglich eine Sache währungs- und finanzpolitischer Massnahmen» sei, stimmte mich hoffnungsvoll.

Heute, nach fünfzig Jahren fiskal-, wirtschafts- und geldpolitischem Aktivismus, ist die Wirtschaft der westlichen Industriestaaten von diesem Ziel so weit entfernt wie nie zuvor. Die Diskrepanz zwischen Absicht und Wirklichkeit hat sich laufend vergrößert. Die zunehmende Beteiligung des Staates am Wirtschaftsprozess brachte weder die versprochenen Wachstumsimpulse, noch konnte die Beschäftigung auf einem hohen Niveau stabilisiert werden. Heute steht Europa vor einer überbordenden Bürokratie, riesigen Schuldenbergen, einem Heer von Arbeitslosen und vielen unerfüllbaren Versprechungen der Regierungen. Samuelson hatte unrecht.

Trotz des Scheiterns des wirtschaftspolitischen Aktivismus fordern unter der Führung des amerikanischen und des französischen Präsidenten immer mehr Politiker und Journalisten eine Wachstumspolitik mit Mitteln aus der wirtschaftspolitischen Mottenkiste. Es ist lächerlich, wenn eine Ausweitung der Staatsnachfrage als Wachstumspolitik bezeichnet wird. In der Vergangenheit haben solche Massnahmen das langfristige Wachstum mehr behindert als gefördert. Arbeitsplätze und Wachstum werden nicht durch höhere Staatsausgaben oder inflationäre Geldpolitik geschaffen, sondern durch unternehmerisches Handeln. Eine echte Wachstumspolitik sollte auf die Schaffung von Rahmenbedingungen ausgerichtet sein, die den Unternehmen ermöglichen, langfristig zu planen und zu handeln. Mit höheren Staatsausgaben und Defiziten wird dieses Ziel nicht erreicht.

Nach wie vor fehlen überzeugende Antworten auf die Frage, wie die Schulden- und die Euro-Krise gelöst werden sollen. Solange diese fehlen, werden die Unternehmungen weder in grossem Stil investieren noch neue Arbeitsplätze schaffen. Stattdessen nutzen sie ihre Gewinne zum Abbau ihrer Schulden, um besser gegen weitere Krisen gewappnet zu sein.

Auch bei sehr wohlwollender Betrachtung der Wachstumsinitiative des neuen französischen Präsidenten Hollande lassen sich, abgesehen von der Kürzung der Regierungslöhne, bisher keine Massnahmen erkennen, die die Rahmenbedingungen für die Wirtschaft verbessern würden. Zusätzliche Staatsausgaben, Steuererhöhungen oder die Reduktion des Pensionierungsalters bewirken das Gegenteil.

Notfalls Banken verstaatlichen

Hollande hat auch keine erhellenden Ideen zur Lösung des Schulden- und Euro-Problems. Statt über unwirksame Wachstumsinitiativen zu schwatzen, sollten die EU-Politiker sich den brennenden Problemen annehmen. In erster Linie müssten sie dafür sorgen, dass das marode internationale Bankensystem endlich saniert wird. Die Einführung der Eigenkapitalvorschriften von Basel III reicht angesichts der Schuldenkrise, des Bankrotts von Griechenland

und der sich verschlechternden Wirtschaftslage nicht aus, um das Vertrauen in die Banken wiederherzustellen.

Solange Misstrauen herrscht, funktioniert der Geldmarkt nicht. Dies erschwert einerseits die Geldpolitik. Andererseits können die Banken ihre für das Gedeihen einer Wirtschaft zentralen Aufgaben nur ungenü-

gend erfüllen. Ohne ein gutfunktionierendes Bankensystem wird es kein nachhaltiges Wachstum geben. Eine weit über Basel III hinausgehende Erhöhung der Eigenkapitalquote ist deshalb vordringlich. Falls die Banken dies nicht aus eigener Kraft fertigbringen, müssen sie vorübergehend verstaatlicht werden.

Inzwischen sollte es auch dem letzten Politiker klargeworden sein, dass der bislang gewählte Ansatz zur Lösung der Griechenland-Probleme nicht funktioniert. Die einzig sinnvolle Lösung, der Austritt Griechenlands und anderer Länder aus der Euro-Zone, wird so lange hinausgeschoben, bis auch der letzte reiche Grieche sein Geld in Sicherheit gebracht hat. Indem auch die Lösung dieses Problems auf die lange Bank geschoben wird, ermöglicht man den Unternehmen und den Reichen dieser Länder, ihre gefährdeten Anlagen in Sicherheit zu bringen. Die Leidtragenden werden einmal mehr die wirtschaftlich Schwachen sein, für die sich so viele «Wachstumspolitiker» einzusetzen vorgeben.



Blendwerk in Chicago

Von Hansrudolf Kamer — Die Nato hat in Chicago Einsatzbereitschaft ihrer Raketenabwehr verkündet. Der Rest des Gipfels war schwierig: Leere Kassen und der Rückzug aus Afghanistan belasten das Bündnis.



Vom transkontinentalen Gipfelreigen in Camp David und Chicago, zu dem auch assortierte Diktatoren, Autokraten und unsichere Kantonisten eingeladen wurden, war das Treffen der Nato wohl das Fass-

barste. Dies, weil wenigstens dort etwas Konkretes herauskam. Zur ersten Stufe einer Raketenabwehr in Europa wurde Einsatzbereitschaft bekanntgegeben.

Das ist, angesichts vergangener Turbulenzen, politisch nicht wenig. Es ist materiell allerdings auch nicht viel. Der erste Schritt besteht nämlich nur darin, dass in Spanien ankernde amerikanische Kreuzer und Zerstörer nun formell unter der Rubrik Nato Mittelstreckenraketen aus dem Mittleren Osten bekämpfen und wenn möglich vernichten können. Sie hätten das auch unter amerikanischer Flagge versucht. Die Europäer wären dazu nicht in der Lage.

In Zukunft – beschrieben als Phasen – sollen dann die politisch «schwierigen» Abschussvorrichtungen, Kommandoleitstellen und Radaranlagen auf europäischem Boden stationiert werden. Diese Projekte waren schon unter Präsident Bush weit gediehen, doch sein frischgebackener Nachfolger Obama befand es frohgemut für richtig, diese zu stoppen. Er desavouierte Alliierte, knickte ein angesichts russischer Drohungen und begann seine singular erfolgreichlose Politik der ausgestreckten Hand auch mit Moskau zu führen.

Der starke Mann des Ostreiches schlug die Einladung zum Nato-Gipfel aus und kam nicht nach Amerika. Putin war soeben unter totalitär anmutenden Sicherheitsmassnahmen in Moskau wieder zum Präsidenten gesalbt worden. Zwei junge Anführer der Protestbewegung wurden ins Gefängnis gesteckt, unter fabrizierten Anklagen, die unverwechselbar nach sowjetischem Mief rochen.

Alles, was der Administration Obama dazu einfiel, war ein Kommentar von Hillary Clinton, die erklärte, sie hoffe, dass Russland unter Putin weiter in der Lage sei zu demokratisieren. Repression als Demokratisierung zu bezeichnen, ist nicht besonders smart. Der Wahlkämpfer im Weissen Haus will ohne Pardon aussenpolitische Erfolge übers Knie brechen, weil seine Wirtschaftsleistung niemanden überzeugt.

Ankündigungen ohne Wert prägen alle Gipfeltreffen, und Wortspielereien sind eine Domäne westlicher Politiker. Wenn das Geld in der Kasse fehlt und die Ausgaben für Sicherheit und Verteidigung schrumpfen, wird eine alte Politik einfach neu angeschrieben: «Smart Defense». Man will sparen, indem man teure militärische Rüstung kollektiv erwirbt und einsetzt.

Obamas Misserfolgsbilanz

Neu daran wäre nur, dass die Absicht auch umgesetzt wird, denn sie wird seit Jahren proklamiert. Die wortreichen Chicagoer Beteuerungen sind wohl so viel wert wie die Streitkräfte-Ziele von Lissabon aus dem Jahr 1952 (!) oder die wiederholten Vereinbarungen darüber, drei Prozent, später zwei Prozent des Bruttoinlandprodukts für die Verteidigung aufzuwenden – nämlich wenig bis gar nichts. Die Euro-Krise und die lahrende amerikanische Konjunktur werden neue Lücken aufreißen.

Auch ein Rückzug kostet Geld und verlangt politische Gegenleistungen. Für den neuen französischen Präsidenten, der vor den Parlamentswahlen im Juni nicht von seinen Afghanistan-Versprechungen abrücken möchte, wurde eine gesichtswahrende Formel gefunden. Hollande hatte einen Abzug der französi-

schen Truppen bereits auf Ende Jahr in Aussicht gestellt. Der offizielle Zeitplan des Bündnisses nennt aber das Ende des Jahres 2014. Solidarisch gebärdet sich Hollande nicht.

Für den Abzug aus Afghanistan braucht die Nato Landverbindungen, um den Grossteil des Militärgeräts und Installationen aller Art nach Hause zu bringen. Die pakistanische Nachschubroute war Ende November letztes Jahr nach der fatalen Drohnenattacke geschlossen worden, bei der 24 pakistanische Soldaten umkamen. Dabei war die pakistanische Empörung über den Raid in Abbottabad, bei dem Osama bin Laden getötet worden war, noch nicht verraucht.

Seither war die Diplomatie damit beschäftigt, einen Ausweg zu finden. Der pakistanische Präsident Zardari traf Obama in Chicago, blieb aber hart. Das Pentagon ist auf diese Route angewiesen, denn das sogenannte Northern Distribution Network über Usbekistan und Kasachstan ist länger und teurer und überdies von russischer Duldung abhängig. Und Putin wird sich überlegen, wie er die Nato erpressen kann, wenn der Wettlauf zum Ausgang richtig in Gang kommt.

Der Rückzug aus Afghanistan kann, wie sich Obama zum Abschluss des Gipfels in Chicago ausdrückte, konfus und schmutzig werden. Er hätte das Ende seines «Krieges der Notwendigkeit» natürlich anders inszenieren können. Nun werden Wetten abgeschlossen, wie lange es geht, bis die Taliban mit pakistischer Unterstützung wieder das Sagen haben. Obama hatte auch die Endphase des Einsatzes im Irak verpatzt und eine amerikanische Restpräsenz im Zweistromland verspielt. Alles für den Wahlkampf – aber eine eklatante Misserfolgsbilanz.



«Krieg der Notwendigkeit»: amerikanischer Präsident Obama am Nato-Gipfel in Chicago.

Die EU und ihre Würste und Würstchen

Von Christoph Mörgeli

Die EU lebt. Auch in der Schweiz. Zumindest in den Köpfen von Politikern, Bürokraten, Professoren und Journalisten. Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf forderte die Kantone auf, am Europatag Flagge zu zeigen. Nicht mit den bunten Fahnen der 26 souveränen Kantone. Sondern mit dem gelben Sternkreiszeichen auf blauem Grund. Was auf den Verwaltungsgebäuden und öffentlichen Plätzen mit promptem Pomp geschah.

Wir haben alle den gleichen Himmel. Aber nicht den gleichen Horizont. Darum stellte die Universität Bern ihren Europatag 2012 unter die Devise «Auf zu neuen Horizonten!». Das interfakultäre Zentrum für Europastudien der Universität Freiburg diskutierte über Polen, Asylrecht und französische Wahlen. Den Europatag der Universität Zürich gestaltete das zwanzig Jahre jubelnde Europa-Institut als sozialdemokratischen Ehemaligen-Tag. Einen Monat nach Verleihung der Ehrendoktorwürde an Ex-Regierungsrat Markus Notter (SP) sprachen Ex-Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) und Ex-EU-Kommissionsvizepräsident Günter Verheugen (SP). Anschliessend stieg ein Uni-Lichthof-Fest unter dem Motto «Europa ist uns nicht wurst». Tatsächlich kümmert sich die EU mit zahlreichen Gesetzen um ihre Würste. Und um ihre Würstchen. Was unserem traditionellen Cervelat nicht gut bekam.

Übertroffen wurden solche EU-Huldigungen noch von den Journalisten Denis von Burg und Joël Widmer. Auf den Knien befragten sie für die *Sonntagszeitung* den EU-Botschafter Richard Jones. Der Top-Diplomat (einst britischer Botschafter in Albanien) gab auf die devoten Fragen gleich den Tarif durch. Die bisherige Zusammenarbeit sei «ausgereizt» und habe «ihre Grenzen erreicht». Die EU gestatte für die Schweiz nur «ein Modell nach dem Vorbild des EWR». Also jenen Kolonialvertrag, den das Schweizervolk vor zwanzig Jahren abgelehnt hatte. Gutes altes British Empire.

Die zwei Schweizer Journalisten stellten keine Frage zum drohenden Kollaps der EU und ihrer Währung. Es fiel kein kritisches Wort über einen gewissen griechischen Kommunisten, der die gesamte 500-Millionen-EU erpresst. Mit EU-Botschafter Richard Jones schreit ein Hausbewohner, dessen untere Zimmer in hellen Flammen stehen, hinüber zu seinem Nachbarn. Und kommandiert ihm, wie er gefälligst seine Feuerwehr zu organisieren habe.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

«Schweinereien» im «Saustall»

Von Peter Bodenmann — Statt neuer Gripen gibt es Indiskretionen. Und 2800 neue Velos zu einem Laden-Stückpreis von 4500 Franken.



Eigengoals aus dem VBS: Verteidigungsminister Maurer (M.).

Gegen wen sollen Kampfflugzeuge – angesichts des Nato-Raketenabwehrschirms für Europa – unseren Mini-Luftraum verteidigen? Niemand weiss eine halbwegs überzeugende Antwort auf diese Frage. Deshalb ist es militärisch irrelevant, ob wir Kampfflieger kaufen oder nicht. Und wenn ja, welche.

Der Gripen soll billiger sein als andere Flugzeuge auf dem Markt. Und der Schweden-Flieger hat für Linke zwei Vorteile: Unsere Piloten können im hohen Norden – ohne die Schweizer Bevölkerung zu belästigen – trainieren, bis ihre Hände mit den Steuerknüppeln zusammenwachsen. Und Schweden ist erst noch stocksozialdemokratisch. Unabhängig davon, wer jeweils gerade regiert.

Klar, der Gripen kann mit nur einem Triebwerk weniger als seine doppelstrahligen Konkurrenten. Klar, die Fliegertruppen hätten lieber das beste und teuerste Spielzeug. Wer sich politisch nicht durchsetzen kann, versucht, gefallene Vorentscheide zu kippen. Und dies ging bisher am besten mit Indiskretionen.

Für Ueli Maurer sind diese Gripen-Indiskretionen eine «Schweinerei». Die beiden Subkommissionen von National- und Ständerat schliessen sich mit ihren Strafanzeigen dieser bauernnah formulierten VBS-Position an.

Das bedeutet im Umkehrschluss: Die heissen Informationen über die Schwächen des Gripen sind weitgehend korrekt. Sonst wären es ja

keine Indiskretionen. Es lägen keine «Schweinereien» vor, sondern leicht zu entlarvende Eigengoals armeeinterner Gripen-Gegner.

Soll der Stimmbürger – falls es zum Referendum kommt – ein Kampfflugzeug als Katze im Sack kaufen? Darf er nicht wissen, was die VBS-Tester herausgefunden haben? Will ausgerechnet SVP-Mann Maurer dem Volk, das sonst immer recht hat, Sand in die Augen streuen?

Einmal an der Macht, sind fast alle Regierenden gleich. Sie halten wenig bis nichts von Transparenz und gläserner Verwaltung. Die Schweinerei ist in ihren Augen nicht mehr die Unterdrückung von wichtigen Informationen, sondern die Aufdeckung derselben.

Nirgends ist der Staat so intransparent wie im VBS. Nirgends ist die Schweiz so ineffizient wie im VBS. Deshalb kostet ein neues Armeevelo – obwohl man 2800 Stück direkt einkauft – 2500 Franken. Entspricht einem Ladenverkaufspreis von 4500 Franken pro Velo.

Zwischendurch war für Christoph Blocher das Militärdepartement (VBS) ein «Saustall». Gebessert hat sich nichts. Ausser dass es neu offiziell «Schweinereien» gibt. Im «Saustall».

Dabei geht leicht vergessen: Seit zwanzig Jahren ist das VBS fest in den Händen der SVP. Alles wächst auf dem hauseigenen Miststock.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das Licht des Samstagabends

Von Kurt W. Zimmermann — Zum Tod von Kurt Felix etwas Nostalgie: Die Wandlung des Fernsehens vom bunten Abend zur Krawallnacht.

Für die *Schweizer Illustrierte* besuchte ich 1987 Kurt Felix. Ich besuchte ihn in seinem Haus in St. Gallen. Er sass auf einem Sofa von Möbel Märki. Paola war auch da. Sie machte in der Küche belegte Brötli.

Anschliessend schrieb ich eine Lobeshymne auf Kurt Felix. Ich nannte ihn «das Licht des Samstagabends».

Mit dieser Würdigung wurde ich zum dauerhaften Gespött meiner Berufskollegen. Eine Lobeshymne auf Kurt Felix zu schreiben, war 1987 so etwas wie ein journalistischer Kamikaze. Es war die Zeit, als Fernsehen nicht gefällig, sondern gesellschaftskritisch zu sein hatte.

Fernsehen, das nur unterhaltend war, galt als intellektuell inakzeptabel. Für diesen Dünkel der damaligen Zeit war Kurt Felix die perfekte Projektionsfläche. Er war der Prototyp des spiessigen Bildschirm-Biedermanns, das Idol der schweigenden Mehrheit, immer sprachlich korrekt, immer in Krawatte, immer mit der lächelnden Gattin Paola an der Seite. «Amüsant wie die Eiger-Nordwand» fand der *Spiegel* das Paar.

Sein grösster Erfolg war die «Versteckte Kamera». 1974 baute Felix sie in die helvetische Samstagstube «Teleboy» ein. Ab 1980 war sie das tragende Element von «Verstehen Sie Spass?» in der ARD. Die «Versteckte Kamera» war die kindlich-heitere Version von «Big Brother». Sie zeichnete die kleinen Humoresken des Alltags auf, hier ein Bürger, der einen Schnittmusterbogen für eine Landkarte hält, dort ein Gipfeli, das sich in den Milchkafee des Tischnachbarn verirrt.

Wenn man heute die Fernsehkritiken jener Zeit nachliest, dann erkennt man schon an ihrer Sprache, was für eine unschuldige Epoche der TV-Unterhaltung das war. Felix, so lesen wir, spielte «lustige Streiche», das Publikum hatte «diebische Freude».

Die Schweiz hat nur drei internationale TV-Stars hervorgebracht. Der erste war der gebräunte Vico Torriani aus dem Tessin. Von Haus aus Schlagersänger («Kalkutta liegt am Ganges»), präsentierte er Ende der sechziger Jahre die Spielshow «Der goldene Schuss» im ZDF. Seine Einschaltquote lag bei unglaublichen siebzig Prozent. Dann kam der nette Kurt Felix. Er erreichte ähnliche Spitzenwerte. Dann kam die fröhliche Michelle Hunziker aus Ostermündigen. Für «Scherzi a parte» gewann sie den italienischen Fernsehpreis. Zuletzt half sie als Co-Moderatorin dem alternden Thomas Gottschalk über seine letzten Ehrenrunden bei «Wetten, dass ...?».



Idol der schweigenden Mehrheit: Kurt Felix, 1988.

Felix war eine Klasse für sich. Anders als Torriani und Hunziker war er keine Staffage und keine Sprechpuppe, die bloss die Einfälle von Dritten über die Rampe brachte. Felix konzipierte seine Shows selbst. Er hatte einen famosen Instinkt für den Massengeschmack. Er hatte dasselbe Talent wie einer seiner späten, guten Bekannten: Er war der Blocher des Bildschirms, aber ohne dessen Aggressivität.

Der Instinkt verliess ihn auch nicht in eigener Sache. 1991, auf dem Höhepunkt seiner Karriere, hörte Kurt Felix auf. Per sofort. Er sah kommen, wie sich das TV wandeln würde. Die Zeiten der bunten Abende waren vorbei. Es kündeten sich die Krawallnächte an. Das war nicht sein Ding.

Reality-TV war der neue Trend. Die lustigen Streiche von ehemals wichen dem verbissenen Voyeurismus. Man tunkte nicht mehr das Croissant in des Nachbarn Milchkafee. Man frass nun im Dschungelcamp Kakerlaken und bumste im Container. Die Wortwahl passte sich der neuen Härte an. Der Samstagabend wechselte von der Salonsprache zur Fäkalsprache. Dieter Bohlen und Stefan Raab sagen heute ungeniert zu ihren Show-Kandidaten: «Das ist voll Scheisse, das ist Kacke.»

Man stelle sich vor, Kurt Felix hätte so etwas gesagt. Paola wäre tiefrot angelaufen.

Mehr zum Tod von Kurt Felix: Seite 61

Fünf Rappen mehr pro kWh Atomstrom

Von Alex Reichmuth

Wind- und Sonnenstrom seien bald nicht mehr teurer als Wasser- und Atomstrom. Das behaupten die Anhänger von erneuerbaren Energien unablässig. Doch ohne Subventionen geht bei den Alternativenergien fast nichts. Um nachzuhelfen, verlangen links-grüne Politiker Zuschläge auf Atomstrom. So forderte Martin Bäumle fünf Rappen Risikoprämie pro Kilowattstunde Atomstrom. Die Kosten eines grossen Atomunfalls seien heute nicht im Strompreis integriert, begründete der Chef der Grünliberalen seinen parlamentarischen Vorstoss. Zwar hat die Energiekommission eine solche Risikoprämie abgelehnt, doch bei der derzeitigen Euphorie für Alternativstrom kommt die Forderung sicher bald wieder aufs Tapet.



Allein für Atomstrom einen Zuschlag zu fordern, ist allerdings inkonsequent. Mindestens so dringlich wäre – wenn schon – ein Zuschlag auf Wasserstrom. Ähnlich wie eine Atomkatastrophe ist der Bruch einer grossen Staumauer nie völlig auszuschliessen. Brüche eine Talsperre wie Grande Dixence im Wallis, Zervreila im Bündnerland oder Grimsel im Berner Oberland, würde eine meterhohe Flutwelle in-ner Minuten ganze Talschaften verwüsten. Zehntausende Tote und Milliarden Franken an Schäden sind denkbar. Dagegen sind die Stauseebetreiber höchst unzureichend versichert. Im Wallis ist die obligatorische Versicherungssumme mit 200 Millionen Franken lächerlich klein. In allen anderen Kantonen ausser Graubünden besteht überhaupt kein Versicherungsobligatorium.

Wer meint, das Restrisiko von Atomstrom sei viel grösser als das von Wasserstrom, täuscht sich. Die Liste der Staudamm-Unglücke mit Hunderten oder Tausenden Toten ist lang. 1963 zum Beispiel schwappte nach einem Bergsturz eine Flutwelle über die Vajont-Staumauer in Italien. In der Kleinstadt Longarone weiter unten starben 2000 Menschen. Wegen eines Kaskadenbruchs von 62 Staudämmen kamen 1975 in China gar weit über 100 000 Menschen ums Leben. Wie viel schlimmer eine Überschwemmung als ein Atomunfall sein kann, sah man letztes Jahr in Japan: Während der Tsunami etwa 20 000 Tote forderte, kamen wegen des Atomunfalls in Fukushima bis heute keine Menschen ums Leben.

Leserbriefe

«Die Staatsverträge vors Volk zu bringen, ist völlig übertrieben.» *Pascal Merz*



«Die Schweiz steht trotz weltweiter Krise sehr gut da.»

Administrativer Leerlauf

Nr. 20 – «Könige, Kaiser, Bundesräte»; Urs Paul Engeler und Philipp Gut über den Machtkampf um die Schweizer Aussenpolitik

Es war einmal eine Zeit, da gab es ein von seiner Umwelt völlig unabhängiges Land, in dem Milch und Honig geflossen sein sollen. Dieses Land existiert nach wie vor in den Traumvorstellungen der Auns und ihrer Mitglieder. Die Realität und die Fakten blenden die Initianten von «Staatsverträge vors Volk» gerne mal aus. Die Schweizer Exportwirtschaft, das Rückgrat unseres Wohlstandes, ist auf gut funktionierende Beziehungen und Zugänge zu ausländischen Märkten angewiesen. Viele dieser ausgehandelten Staatsverträge sind darum auch völlig unumstritten. Diese vors Volk zu bringen, ist völlig übertrieben, kostet unnötig viel Geld und produziert administrativen Leerlauf. Die wichtigen Verträge – wie der Beitritt zu einer supranationalen Organisation – unterliegen sowieso dem automatischen Referendum. Was die Auns will: den Bundesrat in der Aussenpolitik bevormunden und blockieren. Wer den Bundesrat und die Aussenpolitik aber an den Zahlen und Fakten misst, der kommt klar zum Schluss, dass wir keinen neuen Blockierungskurs à la Auns-Initiative «Staatsverträge vors Volk» brauchen. Die Schweiz steht trotz weltweiter Krise sehr gut da, und dies ist nicht zuletzt einer umsichtigen und vernünftigen Aussenpolitik unseres Bundesrates zu verdanken. *Pascal Merz, Sursee*

Dem Volk noch mehr direkte Rechte einzuräumen, birgt mehr Gefahren als Vorteile. Welcher Staat möchte schon ernsthaft mit der Schweiz einen Staatsvertrag aushandeln, wenn er genau weiss, dass der Schweizer Delegierte an sich gar keine Verhandlungsvollmacht hat, das Volk das Resultat noch kippen kann? Angesichts der Komplexität der heutigen Politik hat direkte Demokratie vor allem mit Vertrauen zu tun. Mit dem Vertrauen darin, dass die von mir gewählten Abgeordneten ihre Arbeit machen. Dass dieses Vertrauen nicht vorhanden sei, das möchten uns die Auns und ihr nahestehende Kreise aus taktischen und machtpolitischen Gründen glauben machen (Vertrauen in eine politische Elite, die notabene zu gut 30% aus ihren eigenen und ihnen wohlgesinnten Politikern besteht!). Die meisten Bürgerinnen und Bürger haben aber nach wie vor grosses Vertrauen in ihre Abgeordneten. Deshalb gehören Staatsverträge genauso wenig vors Volk wie Einbürgerungen an die Urne. *Cyrille R. Berger, Kleinwangen*

Der Bundesrat wehrt sich vehement gegen mehr Demokratie – sprich mehr Mitsprache des Volkes in der Aussenpolitik. Der gleiche Bundesrat setzt sich seit Jahren energisch gegen eine Reorganisation des Bundesrats-Betriebs zur Wehr. Ebenso ist der Bundesrat total gegen eine Volkswahl. Was heisst das nun alles? Man wäre am liebsten unter sich, ist reformunwillig, möchte den Status quo beibehalten. Offenbar ist der Bundesrat der Meinung,

dass das Naturgesetz «Wer nicht mit der Zeit geht, muss mit der Zeit gehen» für sein erlauchtes Gremium nicht gilt. Es sei hier in Erinnerung gerufen, dass das Volk in der Vergangenheit oft klüger entschieden hat als die abgehobene *Classe politique*. Übrigens: Im Nachbarland Österreich wird gerade über mehr Volksrechte, mehr Demokratie debattiert. *Jürg Aeschbacher, Moosseedorf*

Besserwisser und Machtaspiranten

Nr. 20 – «Propaganda der Selbstbediener»; Essay von Ruth Humbel

Der Text von Frau Humbel offenbart ihre Enttäuschung darüber, dass es noch Ärzte gibt, die sich gegen eine Bevormundung durch sachferne Instanzen in ihrer Berufsausübung wehren. Die Argumentation von Frau Humbel besticht durch drei Hauptmerkmale: fehlende Sachkenntnis, den Glauben daran, das komplexe Wesen der Medizin durch Verordnungen verbilligen zu können, und Ressentiments – oder ist es Neid? – gegen die «mehr als genug verdienende Spezialisten-Gilde». Eine solche Haltung bringt die Diskussion um ein günstigeres Gesundheitswesen allerdings nicht weiter. Einfacher und erfolgreicher wäre es, die enormen Kosten der Krankenkassenverwaltungen zu senken. Als Zweites müsste die Wirksamkeit der «Gesundheitsberater» und «Gesundheitsökonom» auf Effektivität überprüft werden. Fehlt dieser Nachweis, kann man sie ohne Verlust für das Gesundheitswesen von der Lohnliste streichen. Was Frau Humbel aber will, ist eine weiterreichende Beschränkung der ärztlichen Handlungsfreiheit und eine Bevormundung der Patienten. (Das geht in die gleiche Richtung, wie ihr Kampf für das Idealgewicht.)

Analog zu den Vertrauensärzten möchte sie eine von den Kassen abhängige ärztliche «Berater-Gilde», die entscheidet, wer ein «wirklich guter Spezialarzt» sei. Managed Care wird aber nicht nur von Spezialisten abgelehnt, sondern auch von Hausärzten wie Dr. David Winizki, der in der aktuellen Ausgabe der *Schweizerischen Ärztezeitung* fragt: «Von wem haben wir eigentlich den Behandlungsauftrag, von den Patienten oder den Gesundheitsökonom?»

Ich bin alt genug, um «1984» von Orwell und «Brave New World» von Huxley gelesen zu haben, und kann die Analogie zu den von Frau Humbel vorgeschlagenen Massnahmen nur allzu gut erkennen. Machtgier, Geltungstrieb und Neid sind aber nicht die idealen Voraussetzungen für Verbesserungen im Gesundheitswesen. Was Frau Humbel vorschwebt, wird lediglich die Motivation von klugen Maturanden dämpfen, den Arztberuf zu ergreifen. Viel eher werden diese den leichteren Weg wählen und eine Tätigkeit als juristische Gesundheitsverwalter – oder als medizinische Berater – anstreben. Wer aber wird dann bei unserem Ärztemangel, der sich drastisch ver-

schärft, noch an der Front, für Patienten in einer Praxis oder in einem Spital, arbeiten? Dies nämlich ist der Ort, wo das Wesentliche im Gesundheitswesen passiert – nicht in klimatisierten Büroräumen der Besserwisser und Machtaspiranten. *Hanspeter Killer, Suhr*

Die richtige Dozentin

Nr. 20 – «Die ungeliebten «Jugos»»; Lucien Scherrer über die Jugoslawen in der Schweiz

Natürlich weiss jeder vernünftige Mensch, dass es sich auch mit den «Jugos» folgendermassen verhält: Man verallgemeinert, und darum muss letztlich eine grosse Mehrheit problemloser Leute dafür büssen, dass eine kleine Minderheit ihrer Landsleute bei uns ein rüpelhaftes oder gar kriminelles Benehmen an den Tag legt. Es tut wohl, dass diese serbische Konfliktmanagerin, Frau Garibovic, Klartext redet und den Mut hat, die Dinge beim Namen zu nennen. Sie sieht keinerlei Sinn in der «Gspürschmi-Pädagogik» und im «Streichelzoo» mit Therapien aller Art, und es ist beeindruckend, dass sie als Fachfrau wohlbegründet rät, es sei im Gegenteil knallhart der Tarif durchzugeben, wenn man bei diesen schwierigen Jugendlichen etwas erreichen wolle. Warum nicht einmal auch solche Stimmen in der Aus- und Weiterbildung von Lehrpersonen berücksichtigen, da man doch weiss, dass viele Lehrerstellen wegen disziplinarischer Probleme verlassen werden? *Oskar Meier, Bazenheid*

Der Autor hätte auch auf Kroaten hinweisen können, die in der Schweiz von sich reden machten: Johannes von Ragusa fungierte als Generalsekretär des Konzils von Basel (1431–1440) und hinterliess einen Grossteil seiner persönlichen Bibliothek der Stadt am Rheinknie; der Humanist und Theologe Paul Skalic druckte in Basel 1559 das weltweit erste Werk mit dem Wort «Enzyklopädie» im Titel; der Mechaniker Franz Brozincevic gründete in Zürich 1913 die Autogarage Franz AG und in Wetzikon 1918 die LKW-Marke FBW; Leopold Ruzicka erhielt 1939 und Vladimir Prelog 1975 den Nobelpreis für Chemie – beide als Schweizer Staatsbürger, die an der ETH Zürich lehrten; zu den weltbesten Herzchirurgen zählte bis zur Jahrtausendwende der in Zürich praktizierende Arzt und Professor Marko Turina. Aus dem Bereich der Musik seien Zlatko «Slädu» Perica und aus jenem des Sports Goran Bezina (Eishockey-Nati), Goran Perkovic (Trainer der Handball-Nati) und Ana Maria Crnogorcevic (Fussball-Nati) erwähnt. *Damir Petkov, Baden-Dättwil*

Nur so viel: Hoffentlich haben auch die Direktoren der pädagogischen Hochschulen diesen Artikel gelesen. Konfliktmanagerin Garibovic wäre doch genau die richtige Dozentin, welche, als gebürtige Serbin, dank ihrer Erfahrung die oft theoretisch-weltfremde Lehrer-

ausbildung mit der Realität konfrontieren und den angehenden Lehrkräften viele wertvolle Tipps und Einsichten vermitteln könnte! *Hans-Peter Köhli, Zürich*

Unbegründete Angst

Nr. 17 – «Arbeitsmarkt beschädigt»; Florian Schwab über den GAV für die Zeitarbeitsbranche

Die *Weltwoche* zitiert die Behauptung «mittelständischer Personalverleiher», sie wollten aus Angst vor Strafaktionen des Verbands anonym bleiben. Solche Strafaktionen sind nicht beabsichtigt, und die Angst ist unbegründet. Weiter wird behauptet, die Entscheidungsträger bei Swisstaffing hätten «realitätsfern» entschieden, da sie persönlich seit Jahren keine Temporäreinsätze mehr organisiert hätten. Richtig ist, dass sie durchaus Temporäreinsätze organisieren und so den Puls der Branche spüren. Die *Weltwoche* verweist auf Behauptungen von Kritikern, wonach die finanziellen Interessen von Swisstaffing zentral gewesen seien. Richtig ist, dass die Bedürfnisse der Personalverleiher und der temporären Mitarbeiter von zentralem Interesse gewesen sind und es bleiben. Ferner wird behauptet, dass der GAV es Swisstaffing erlaube, sich aus den Vollzugskostenbeiträgen zu bedienen. Richtig ist, dass die Vertragspartner des GAV Personalverleih gemeinsam mit dessen Vollzug betraut sind und die eingenommenen Mittel gemeinsam und entsprechend den rechtlichen Bestimmungen zum Wohle der Branche und ihres Rufes verwenden. Schliesslich wird behauptet, dass ein GAV nur dann für allgemeinverbindlich erklärt werden dürfe, wenn er sich auf einen Wirtschaftszweig beziehe. Richtig ist die Feststellung des Bundesrates, dass es sich beim Personalverleih um einen eigenen Wirtschaftszweig handle und die Allgemeinverbindlich-Erklärung somit zulässig sei. Dies bestätigt ein von Swisstaffing in Auftrag gegebenes Gutachten.

Georg Staub, Direktor von Swisstaffing, dem Verband der Personaldienstleister der Schweiz

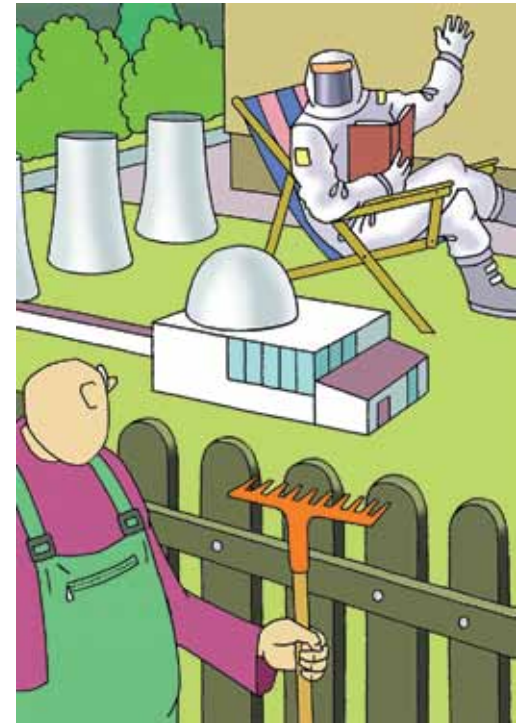
Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als überzeugter Atomkraftbefürworter dem Nachbarn beim Bau seines Windkraft-Rädlis helfen?

Thomas Brand, Ursenbach

Dazu würde ich Ihnen sogar dringend raten. Am praktischen Beispiel wird der Nachbar vielleicht begreifen, dass Windräder in der Schweiz die meiste Zeit stillstehen und für die Stromproduktion völlig ungeeignet sind, weil sie die Energie nicht dann liefern, wenn sie gebraucht wird. Vielleicht wird der Nachbar dann auch nachrechnen, wie viele *Windrädli* es brauchen würde, um ein AKW zu ersetzen. Spätestens dann wäre er von der grünen Illusion nachhaltig geheilt. *Alex Baur*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



Brillanter Dickschädel mit breiten Schultern: Privatbankier Hummler.

Allein gegen alle

Dramatische Entwicklung im Fall Wegelin: Nach dem Notverkauf der ältesten Privatbank des Landes kämpft Konrad Hummler nicht nur gegen die US-Justiz, sondern neu auch gegen Schweizer Behörden. Die Belege verdichten sich, dass die Bank vom Bund im Stich gelassen wurde. Von Philipp Gut

Das Türschildchen neben der Glocke ist so diskret wie knapp: «W & C» steht darauf, weiter nichts. Das zweistöckige historische Haus im Zentrum der Stadt St. Gallen, Museumstrasse 1, ist das einzige sichtbare Monument, das vom Imperium der Wegelin & Co., Privatbankiers seit 1741, übriggeblieben ist. Die linke *Wochenzeitung* schrieb hämisch und triumphierend von einem «Kulissenbau» und von «Ruinen des Bankgeheimnisses». Das hat etwas – auch wenn es nie eine schönere Ruine gab als diese prachtvolle Stadtvilla. Doch das Bild bleibt unvollständig; das Symbol des Einsturzes und des Endes einer Ära ist zugleich ein Kraftort des Widerstands, ein Bunker, ein Réduit.

Der General, der sich hier verschanzt hält, heisst Konrad Hummler (Dienstrang in der Schweizer Armee: Oberst im Generalstab). Mit einer Minitruppe von kaum mehr als einem Dutzend verbliebener Mitstreiter hat er es mit

der grössten Macht der Welt aufgenommen: den USA.

Hummler ist eine stattliche Figur mit einem brillanten Dickschädel und breiten Schultern, ein Säntis von einem Mann – und dennoch erscheint er fast winzig und zerbrechlich angesichts des Gegners und seiner unbegrenzten Mittel. Dem Ringen kommt, wie immer man es zu werten beliebt, symbolische Bedeutung zu: Hummler verkörpert gleichsam die Auseinandersetzungen um den Schweizer Finanzplatz, um Bankgeheimnis und Steuerflucht. Exemplarisch zeigen sich die Möglichkeiten und Varianten, mit denen das Land dem internationalen Druck begegnet: Während sich der Eindruck verfestigt, dass die Politiker in Bern die Forderungen des Auslands, insbesondere der USA, Schritt für Schritt erfüllen, probt Hummler mit seinen zur juristischen Kampfmaschine geschrumpften Wegelin-Resten den

Widerstand. Appeasement oder Angriff, das ist die Frage.

Hummler zimmerte aus dem angesehenen, aber beschaulichen Traditionshaus die am schnellsten wachsende Vermögensverwaltungsbank des Landes. Die Methoden waren neu für die Schweiz: Mit HSG-Studenten, die nebenher für 25 Franken Stundenlohn arbeiteten, führte er sogenannte strukturierte Produkte ein. Diese wurden zum Motor einer rasanten Entwicklung, die Zahl der Mitarbeiter stieg in zwanzig Jahren von knapp 30 auf über 700, die Summe der verwalteten Vermögen übertraf die Zwanzig-Milliarden-Grenze.

Noch viel schneller kam das Ende. In Rekordzeit wurde aus dem sympathischen Vorzeigeeinstitut, das wie kein zweites regionale Verankerung und gutschweizerische Bodenständigkeit mit Weltläufigkeit und innovativen Anlage-techniken verband, eine *Bad Bank*, ein giftiges

und von US-Kunden kontaminiertes Gebilde, das man isolieren musste wie einen strahlenden Reaktor. Die Vorgänge sind bekannt: Im Jahr 2008 und teilweise noch 2009 übernahm Wegelin amerikanische Kunden von der UBS, die aufgrund ihrer aktiv anwerbenden Politik ins Visier der US-Steuerfahnder geraten war. Die Drohkulisse der Amerikaner führte in der Schweiz zu einem beispiellosen Dammbbruch. Tausende Kundennamen wurden ausgeliefert, das im Gesetz verankerte Bankgeheimnis zählte nicht mehr. Die Schweiz schloss mit den USA ein Abkommen, das die Herausgabe von 4450 UBS-Kundendaten über den Weg eines Amtshilfesuchs regelte.

Doch wer geglaubt hatte, mit dem Fall UBS seien die Angriffe der Amerikaner ein für alle Mal abgewehrt, sah sich getäuscht. Elf weitere Banken gerieten unter Beschuss. Am härtesten traf es Wegelin. Anfang dieses Jahres überschlugen sich die Ereignisse. Am 3. Januar wurden drei Kundenberater der Bank in den USA angeklagt. Der Vorwurf lautete, gemäss amerikanischer Sprachregelung, auf «Verschwörung», das heisst auf aktive Anstiftung zur Steuerflucht. Ab sofort stand das Überleben der ältesten Schweizer Privatbank auf dem Spiel. Denn allein eine Anklage in den USA kann – auch wenn es nie zu einer Verurteilung kommt – dazu führen, dass eine Bank ihre Geschäftstätigkeit einstellen muss.

Bern hilft der US-Justiz

Diese Gefahr führte zum Ende von Wegelin & Co. Am 27. Januar 2012 wurden ein Grossteil der Kunden und fast sämtliche Mitarbeiter auf die neugegründete Notenstein Privatbank AG übertragen, die wiederum von Raiffeisen Schweiz übernommen wurde. Der Verkauf eil-

te: Schon am 2. Februar wurde in den USA Anklage gegen Wegelin als Institut erhoben. Seither kämpft Konrad Hummler um sein Recht. In der nüchternen Juristensprache auf den verbliebenen Seiten der Website klingt es so: «Wegelin & Co. Privatbankiers bleiben zur endgültigen Abarbeitung noch bestehender US-Kunden und in der laufenden Auseinandersetzung Schweiz–USA als Gegenpartei für die US-amerikanischen Behörden erhalten.»

Die technische Formulierung verdeckt die Dynamik der Vorgänge. In diesen Tagen erreichte die Auseinandersetzung eine neue Eskalationsstufe. Am Mittwoch, den 23. Mai, hätten Konrad Hummler und seine Gefährten in New York vor Gericht erscheinen müssen. Doch sie widersetzten sich der Vorladung, wie schon im Februar dieses Jahres. Die Zustellung der Vorladung sei nicht korrekt erfolgt, begründeten sie damals ihr Fernbleiben. Doch

In diesen Tagen erreicht die Auseinandersetzung eine neue Eskalationsstufe.

Hummler bleibt hart. Auch die Zustellung der jüngsten Vorladung sei «in verschiedener Hinsicht rechtsungültig», liess die Bank in einer Mitteilung verlauten.

Das knappe Communiqué birgt Dynamit und eröffnet eine neue Dimension des Streits. Um seine Sprengkraft zu ermesen, muss man wissen: Die Vorladung des New Yorker Gerichts wurde auf dem Weg der internationalen Rechtshilfe – konkret: unter dem Bundesgesetz über die internationale Strafrechtshilfe (IRSG) – übermittelt. Ein Kantonspolizist drückte am Mittwoch, 2. Mai, neben dem

Schild «W & C» an der Museumstrasse 1 in St. Gallen auf den Klingelknopf und überbrachte die Vorladung. Mit andern Worten: Die Schweizer Behörden, allen voran das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) unter Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP), liessen die Vorladung des New Yorker Gerichts passieren und betätigen sich als Botschafter der Amerikaner. Offensichtlich sind sie der Ansicht, dass die Vorladung rechtens sei und dass Hummler und die übrigen Partner und verantwortlichen Mitarbeiter sich vor dem New Yorker Gericht verantworten müssten.

Wegelin bestreitet dies und hat die Zustellung vor dem Bundesstrafgericht angefochten. Damit tut sich neben den USA eine zweite Front auf: Ab sofort kämpft Konrad Hummler von seinem St. Galler Villen-Réduit aus nicht mehr nur gegen die amerikanischen, sondern auch gegen die schweizerischen Behörden, die sich – so muss man die Anfechtung deuten – aus seiner Sicht in unrechtmässiger Weise als Gehilfen der Amerikaner gebärden.

Die Interessen der Grossbanken

Last man standing: Die jüngsten Entwicklungen zeigen, wie isoliert Hummler und seine verbliebenen Mitstreiter um Recht und Ehre kämpfen. Auf Unterstützung der offiziellen Schweiz dürfen sie nicht hoffen, im Gegenteil.

Wer nach den Gründen fragt, stellt rasch einmal fest: Dass es so weit kommen konnte, hat durchaus seine Logik. Es erklärt sich einerseits durch die grösseren Zusammenhänge und die unterschiedlichen Interessen der Akteure, andererseits aus Hummlers Persönlichkeit und Biografie.

Zum Ersten: Bundesrat und Verwaltung, allen voran Finanzministerin Eveline Widmer-



Unterlassene Hilfeleistung: Widmer-Schlumpf.



Botschafterin der Amerikaner: Sommaruga.



«Leichtfertig und bedauerlich»: Odier.



Kraftort des Widerstands: Wegelin-Zentrale in St. Gallen.

Schlumpf (BDP) und ihr Chefunterhändler Michael Ambühl vom Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF), setzen eher auf Entgegenkommen und einvernehmliche Lösungen im Sinn der USA. Das ist an sich legitim, aber in einem Punkt hochproblematisch: Wegelin stellt sich auf die Position, dass ihr Vorgehen zumindest nach schweizerischem Recht legal war – und bis vor kurzem gängige, völlig normale Praxis. Die Voraussetzungen des Schweizer Geschäftsmodells, jahrzehntelang ein Garant für Erfolg, haben sich jedoch, unter dem fulminanten amerikanischen Powerplay, plötzlich und fundamental geändert. Was als legal und erst recht als legitim galt, soll jetzt verboten und verpönt sein. Es findet eine Art rückwirkende Kriminalisierung statt.

Verschärfend für die Sankt Galler wirkt sich aus, dass die Bankenbranche gespalten ist. Die Grossbanken UBS und CS haben eigene Interessen und Probleme. Die UBS hat mit der Preisgabe der Kundendaten – und letztlich des Bankgeheimnisses – die *troubles* mit tätiger Mithilfe des Bundes auf ihre Weise gelöst und will nichts als Ruhe. Und die CS, derzeit ebenfalls im Fokus der Amerikaner, will nur eines: möglichst rasch aus dem Schneider kommen und die eigene Haut retten. Dazu ist sie bereit, die Forderungen der USA kulant zu erfüllen. Bleibt noch die Schweizerische Bankiervereinigung (SBVg). Doch auch bei ihr darf Wegelin nicht auf Sukkurs zählen. «Es war zumindest leichtfertig und bedauerlich, dass es Banken gab, die nach dem Fall UBS noch deren Kunden übernommen haben. Ohne Kenntnis der genauen Faktenlage scheint mir das unverständlich», sagte Präsident Patrick Odier im Februar in der NZZ. Rückendeckung für angeschlossene Mitglieder sieht anders aus. Tatsache ist: Zum Zeitpunkt,

als die meisten UBS-Kunden zu Wegelin wechselten – in der zweiten Hälfte 2008 –, wusste noch kein Mensch, was der «Fall UBS» überhaupt ist. Noch im Mai 2010 gab Staatssekretär Ambühl Entwarnung: Es sei kein Verfahren gegen weitere Banken zu befürchten.

Gleichzeitig gibt es in Regierung, Parlament und Verwaltung starke Kräfte, die das Bankgeheimnis auch im Inland abschaffen wollen. Finanzministerin Widmer-Schlumpf hat im Bundesrat einen entsprechenden Vorstoss eingebracht (*Weltwoche* Nr. 18/12). Das machte und

Was als legal und erst recht als legitim galt, soll jetzt verboten und verpönt sein.

macht den Fall für Hummler umso schwieriger. Die Verteidigungsfront in der Heimat, die bereit wäre, auf dem Boden der schweizerischen Gesetze den Fehdehandschuh aufzunehmen, ist weggebrochen. Hummler steht allein da und gibt insofern ein ideales Opfer ab.

SNB, Bund, Finma: keine Reaktion

Manche gehen sogar noch weiter. Der in der Regel gut informierte Blog *Inside Paradeplatz* vergleicht den Fall Wegelin mit einem Verkehrsunfall und zitiert Beteiligte, die von «unterlassener Hilfeleistung» der Schweizer Behörden sprechen. Das scheint nicht aus der Luft gegriffen. Bankenprofessor Martin Janssen, der Hummler seit den frühen 1970er Jahren kennt, wandte sich zwei Wochen vor dem Wegelin-Untergang an Staatssekretär Ambühl, den designierten SNB-Chef Thomas Jordan und an Finma-Chefjurist Urs Zulauf. Es gelte, schrieb Janssen, Vorkehrungen gegen



«Finanzplatz schützen»: Professor Janssen.

die absehbare «Destabilisierung des Finanzplatzes» zu treffen.

Janssen wurde konkret. Es gehe darum, teilte er den verantwortlichen Bundesstellen mit, «dass sich die Schweizerische Nationalbank, die Finma und das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen schützend vor den Schweizer Finanzplatz stellen und klarmachen, dass sie Banken, die nur angeklagt, aber nicht verurteilt sind, unter allen Umständen schützen werden». Die Nationalbank müsse «mindestens die Liquidität der betreffenden Banken sowie das Dollar-Clearing» sicherstellen. Zudem habe die Finma den Banken zu erlauben, ihr «Haftungssubstrat» zu schützen oder zu reduzieren.

Es wären dies allesamt Massnahmen gewesen, die lediglich die Rahmenbedingungen verteidigt und den ordentlichen (Interbanken-)Verkehr ermöglicht hätten – nicht zu verwechseln mit staatlicher Hilfe, wie sie im Zuge der Finanzkrise für die UBS geleistet wurde. Doch Bern reagierte nicht. Die Finma warnte Janssen sogar, seine Vorschläge könnten den Zorn der Amerikaner und den Untergang von Wegelin provozieren. Verkehrte Welt.

Zum Zweiten: Konrad Hummler ist ein Querdenker und ein sperriges radikalliberales Original, das bei allen gesellschaftlichen Ehren und Verpflichtungen und trotz seiner steilen Karriere immer mehr Rebell als honoriges Mitglied des Establishments geblieben ist. In Gesprächen verglich er sich gern mit dem «anarchistischen Bankier» aus der gleichnamigen Erzählung des Portugiesen Fernando Pessoa. Mit seinen messerscharfen, ebenso eleganten wie markigen Einlassungen zu Wirtschaft, Politik und Gesellschaft – beispielsweise in seinen legendären «Anlagekommentaren», die

im vergangenen Jahr in Buchform im NZZ-Verlag erschienen sind – hat sich Hummler nicht nur Freunde gemacht, weder dies- noch jenseits des Atlantiks. Im Anlagekommentar vom 24. August 2009 – fünf Tage nachdem der UBS-USA-Vertrag besiegelt worden war – verkündete er den «Abschied von Amerika».

«It's time to say goodbye»

Im Rückblick klingt es wie eine Prophezeiung in eigener Sache, ohne dass dies freilich die Zertrümmerung seines Lebenswerks verhindert hätte. Die USA wollten, schrieb Hummler damals, die grenzüberschreitenden Finanzgeschäfte ihrer eigenen Bürger «ausradieren». Es zeichne sich ab, «dass es schlicht zu gefährlich werden wird, amerikanische Wertschriften zu besitzen, als Depotstelle für Dritte zu halten oder als Bank zu handeln». Man sei gut beraten, sich zurückziehen, es müsse heissen: «It's time to say goodbye». Die Warnung kam offensichtlich zu spät.

In Wallung brachte Hummler die Sozialdemokraten aller Parteien, wenn er den überbordenden, hochverschuldeten Wohlfahrtsstaat kritisierte. Im Anlagekommentar vom 17. März 2008 schrieb er: «Ein System, so demokratisch und legal es auch operieren mag, das sich der finanziellen Selbstzerstörung preisgegeben hat, hat den Anspruch auf Legitimität verspielt.» Der Unterschied zwischen

stiess Hummler auf Vorbehalte, weniger beim oberen Kader als in der Redaktion. Seine Antrittsrede vom 9. April vergangenen Jahres war ein furioses Plädoyer, sich «ohne Wenn und Aber zu freiheitlichen Werten» zu bekennen. Der journalistische Grundsatz, «allen versuchten oder tatsächlichen Äusserungen von Macht» mit Skepsis zu begegnen, irritierte die Belegschaft einer Zeitung, die immer wieder die Nähe zu den Mächtigen sucht, offenbar Hummler und die staatstragende NZZ: Das war ein *clash of civilizations* im Kleinen.

Woher kommt die rebellisch-liberale Prägung des irritierend Vielbegabten? Sie liegt zum Teil in seinen Genen. Hummlers Vater Alfred war freisinniger Nationalrat und Stadtmann (Präsident) von St. Gallen. Vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Debatten und der Abstimmung vom 17. Juni scheint eine Episode seiner Karriere besonders interessant: Alfred Hummler gehörte zu den Vordenkern des erweiterten Staatsvertragsreferendums, das im Jahr 1977 beschlossen wurde. Motiviert war sein Vorstoss für die Erweiterung der Volksrechte in der Aussenpolitik, wie sich ein ehemaliger Weggefährte erinnert, durch eine «freisinnig radikale Politik». Es sei ihm insbesondere darum gegangen, ein demokratisches Gegengewicht zu den «überheblichen Berner Diplomaten» herzustellen, die sich traditionellerweise aus dem Patriziat der Bundesstadt rekrutierten.

Roche, UBS) oder Heinz Zimmermann (Universität Basel) in Rochester.

Der Chef spielt Violine auf dem Dach

Die freiheitliche Überzeugung, ist aus seinem Umfeld zu vernehmen, helfe Konrad Hummler auch, die jüngsten Entwicklungen und den Verlust der Bank zu verkraften (für deren Verkauf er allerdings reich entschädigt wurde, er und seine Partner lösten über eine halbe Milliarde Franken). Wer nicht bereit sei, solche Schläge zu verdauen, solle besser nicht Unternehmer werden, heisst es. Hummlers Sturz war brutal: Der gefeierte Rockstar der Privatbankenszene, der an öffentlichen Auftritten Säle mit bis zu 1700 Menschen füllte, als Mäzen und Musikförderer in der Ostschweiz Massstäbe setzte und als Redner und Publizist brillierte, hat auf einen Schlag seine wichtigsten Betätigungsfelder verloren. Was ihm bleibt, ist der Kampf gegen Justiz und Behörden. Neuerdings auch in der Schweiz.

Vielleicht machte ihn sein Erfolg auf allen Ebenen am Ende etwas unvorsichtig. «Er hatte eine Art Unbesiegbarkheits-Syndrom», sagt ein enger Freund – Siegfried vergleichbar, der im schützenden Drachenblut badete und dem doch dieses kleine Blatt auf die Schulter fiel, das ihn verwundbar machte.

Durch seine genuine Doppelbegabung und seine publizistische Nebenrolle, die er ebenso gekonnt ausfüllte wie seinen Job als Unterneh-

Ist Ihnen je ein besserer Anlagetipp
zu Ohren gekommen?

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELN • UHREN

der «physischen Zerstörung, die der Totalitarismus hinterlassen hat, und der Zerstörung der materiellen Basis, welche die demokratische Marktwirtschaft hinterlassen hat», sei lediglich ein «gradueller.» Das Bemühen wohlhabender Bürger, sich dem Zugriff «der Verwalter eines sozialstaatlichen und finanzpolitischen Desasters» durch Steuerflucht teilweise zu entziehen, sei aus «übergeordneter Warte legitim» und müsse als «Notwehr» bezeichnet werden.

Die schadenfreudige Häme, mit der in der Ringier-Presse («Besserwisser-Banker») und bis weit in bürgerliche Kreise hinein nach dem Wegelin-Verkauf über Hummler geschrieben und geredet wurde, lässt sich auch durch diese fadengeraden Analysen erklären.

Selbst im freisinnigen Leibblatt NZZ, deren Verwaltungsratspräsident er vor einem Jahr wurde – im Moment ist das Amt wegen der US-Klage sistiert, eine Rückkehr bleibt fraglich –,

Der offene Disput galt auch im Elternhaus. Hummlers Schwester beteiligte sich an den Studentenunruhen 1968 in Paris, sein Schwager war bekennender Marxist und Kommunist. Die Diskussionen wurden am Familientisch mit Anstand und – aus Rücksicht auf den frankophonen Schwager – auf Französisch geführt.

Die zweite liberale Impfung, wenn man so will, bekam der junge Konrad Hummler nach einem Jurastudium in Zürich an der Rochester-Universität im Bundesstaat New York beim Ökonomen Karl Brunner. Es war der Höhepunkt der neoliberalen Chicago School mit intellektuellen Leuchttürmen wie Milton Friedman oder Friedrich August von Hayek. Den Tipp, nach Rochester zu gehen, erhielt Hummler von Martin Janssen – beim Zähneputzen in einem Iglu während des Militärdienstes im Wallis. Neben Hummler und Janssen studierten auch Bruno Gehrig (Swiss,

mer, war Hummler in gewisser Weise der in-diskreteste Bankier der Nation. Auch dies wurde ihm in einem Umfeld, das immer mehr auf Transparenz setzt, zum Verhängnis. Wenn das Geldgeschäft nicht still ist, macht es sich angreifbar: Für Hummler, den begnadeten Wortmenschen, musste das eine schmerzhaftes Erkenntnis sein.

Auch als Geiger an den legendären Sommerfesten der Bank am Frauenweiher hoch über der Stadt St. Gallen werden ihn die Wegelianer, die jetzt unter dem Namen Notenstein firmieren, nicht mehr hören. Am späteren Abend kletterte Hummler jeweils auf das Dach der Frauenbadi und spielte dort den «Fiddler on the Roof» («Anatevka») aus dem Musical von Scholem Alejchem. Ein Bankchef, der auf einem Dachfirsten Violine spielt: Sollten sich die US-Behörden durchsetzen, wird der Schweiz auf jeden Fall einer der schillerndsten und orginellsten Köpfe der Finanzindustrie abhandenkommen. ○

Der Bebbi-Komplex

Die Basler feiern mit ihrem FCB stolze Erfolge – und trotzdem bleiben sie misstrauisch und dünnhäutig. Der Grund dafür liegt in den vielen Widersprüchen der Stadt. Nirgends sonst klaffen Selbstdefinition und Aussenwahrnehmung so auseinander. *Von Christoph Landolt und Andreas Kunz*



Erstaunlich schnell beleidigt: Meisterfeier des FC Basel, Ende April auf dem Barfüsserplatz.

Das Erstaunliche bei den Baslern ist, wie schnell sie beleidigt sind. Kaum hatte der FCB überlegen die Meisterschaft gewonnen, in der Champions League gegläntzt und zuletzt auch den Cup geholt, beklagte sich Alex Frei im *Blick* über «fehlende Wertschätzung». Es komme ihm vor, als müsse er sich für die Erfolge entschuldigen, sagte der beste Spieler der Liga. Selbst die Kritik an seinem Teamkollegen Aleksandar Dragovic, der bei der Pokalübergabe nach dem Cupfinal Bundesrat Ueli Maurer unfätig auf die Glatze getätschelt hatte, ging dem Basler Profi zu weit: «Da müssen jetzt nicht alle mit einer Moral- und Ethik-Predigt kommen.»

Richtig glücklich könnten die Basler sein über ihren Erfolg, stolz, es der ganzen Schweiz gezeigt zu haben – und trotzdem dringt selbst in der grössten Stunde des Triumphs der eingetübte Reflex durch: diese Ur-Basler

Mischung aus Dünnhäutigkeit und Arroganz, aus Wehleidigkeit und Abwehrhaltung, die im Rest der Schweiz immer wieder für Verwunderung sorgt.

Rekord in jeder Negativ-Statistik

Es mag unfair sein, einen notorisch schlechtgelaunten Alex Frei als Beispiel zu nehmen. Doch wer jemals am Rheinknie gelebt hat, weiss, wie selbstbezogen die Basler sein können, wie verletzlich sie auf Kritik von aussen reagieren, wie verbissen sie um ihre Bedeutung als selbsternannte Kultur-, Bildungs- und Wirtschaftsmetropole ringen – und wie zähneknirschend sie sich an ihrer geografischen Aussenseiterrolle abarbeiten. Vor allem am grossen Zürich, obwohl sie die Limmatstadt fussballerisch soeben zum Provinznest degradiert haben. Woher kommt dieser Bebbi-Komplex?

Tatsächlich ist die jüngere Geschichte von Basel mehrheitlich eine Geschichte des Niedergangs. Noch vor hundert Jahren die grösste Stadt der Schweiz, ist sie hinter Zürich und Genf auf den dritten Rang abgerutscht. In den letzten fünfzehn Jahren ist die Bevölkerung um rund 6000 auf gut 190 000 Einwohner gesunken. Selbst in den Jahren seit Einführung der Personenfreizügigkeit, seit praktisch alle Schweizer Städte stark zugelegt haben (Zürich: plus 1,5 Prozent pro Jahr), bleibt die Bevölkerungszahl in Basel konstant, allein der Ausländeranteil wächst und beträgt mittlerweile 32,5 Prozent. Die Einheimischen hingegen ziehen weg. Jeder siebte Schweizer, vor allem mittelständische Familien mit Kindern, hat seit 1990 den Halbkanton verlassen.

In praktisch jeder Negativstatistik hält Basel den Deutschschweizer Rekord oder gehört zumindest zur Spitzengruppe. Am Dreiländer-

eck an der Grenze zu Frankreich und Deutschland hat sich die prototypische A-Stadt gebildet, die vor allem Alte, Ausländer, Auszubildende und Ausgesteuerte anzieht. Basel ist überaltert (21 Prozent der Bewohner sind Rentner), die Einwohner zahlen mit über 500 Franken pro Monat die höchsten Krankenkassenprämien des Landes, die Stadt unterhält mit 8,2 Prozent der Gesamtbevölkerung am meisten IV-Rentner (in der Stadt Zürich sind es 5,2 Prozent; in Bern 4,1 Prozent). Ebenso führt Basel mit einem Anteil von 6 Prozent die Rangliste bei den Sozialfällen an (Zürich: 5,2 Prozent; Bern: 5 Prozent). Über 40 Prozent der Fürsorgeabhängigen bleiben in Basel im staatlichen Netz hängen, beziehen drei Jahre bis lebenslang Geld vom Staat. «Basel ist eben ein hervorragendes Pflaster für Sozialfälle», kommentiert «-minu», der exzellente Kolumnist der *Basler Zeitung* (BaZ).

Anstieg der Kriminalität

Ein Stadtoriginal wie -minu darf so was sagen. Anderen wird der Mund lieber verboten. Als die BaZ unter dem neuen, auswärtigen Chefredaktor und ehemaligen *Weltwoche*-Journalisten Markus Somm vor einem Jahr den Tabubruch wagte und eine «Crime-Map» veröffentlichte, in der die gefährlichsten Orte der Stadt verzeichnet waren, herrschte Empörung. Die Karte zeigte eine «Achse der Gewalt», die vom multikulturellen Gundeli-Quartier über den Bahnhof SBB und den Barfüsserplatz bis zum Messeplatz ennet des Rheins führt. Zahlreiche Leser warfen der Zeitung vor, «Basel schlechtschreiben» zu wollen. Vor allem der Überbringer der Botschaft, Mischa Hauswirth, ein erfahrener Polizeireporter, wurde gedeckelt. Polizeidirektor Hanspeter Gass (FDP) reagierte reichlich unsouverän und sagte, er lasse sich «von einem einzelnen Journalisten nichts vorschreiben».

Die neusten Zahlen geben dem Reporter recht. Während in den letzten Jahren in der ganzen Deutschschweiz, und auch in der Stadt Zürich, die Gewalt abgenommen hat, verzeichnete die Basler Kantonspolizei allein im

letzten Jahr acht Prozent mehr Gewaltstraftaten, Körperverletzungen nahmen gar um vierzehn Prozent zu. Die BaZ hat inzwischen eine zweite Kriminalitätskarte veröffentlicht. Dieses Mal sei die Empörung kleiner, sagt Hauswirth. Lange sei in Basel das Thema Sicherheit als reine SVP-Propaganda abgetan worden. SP, Grüne und FDP hätten sich dagegen gestraubt, Probleme und Brennpunkte zu benennen. Inzwischen würden selbst SP-Politiker offen über Ausländerkriminalität sprechen und mehr Patrouillen fordern.

Weniger Berührungängste haben die Basler Linken mit dem Grosskapital. Nirgends ist das Vermögen ungleicher verteilt als in der Stadt am Rheinknie, was die SP eigentlich zu

Nirgends ist das Vermögen ungleicher verteilt als in der Stadt am Rheinknie.

Dauerprotesten animieren müsste. 0,5 Prozent der Basler (das sind 850 Menschen) besitzen die Hälfte aller Vermögen. Die Geldaristokratie, der berühmte Daig, ist an den Pharmagiganten Roche und Novartis beteiligt, an Ciba, Clariant, Syngenta oder an der nach Zürich abgewanderten UBS. Dank der florierenden Pharmaindustrie schwimmt die Stadt im Geld und kann sich die hohen Sozialausgaben leisten. Obschon die Manager in der Regel lieber anderswo wohnen und Steuern bezahlen, spült die Wirtschaft Millionen in die Staatskasse. Ein Drittel der üppigen Steuereinnahmen der Stadt stammt von juristischen Personen. Im Finanzkraft-Index, der für die Bemessung des interkantonalen Finanzausgleichs berechnet wird, erreicht der Halbkanton einen Wert von 173, geschlagen nur vom Kanton Zug.

Ohne die Pharmaindustrie wäre Basel längst bankrott. Die Bebbi wissen das – und obwohl sie grundsätzlich wirtschaftskritisch sind, lassen sie sich von den Pharma-Multis gerne aushalten und durch sie bereichern. Gerade eben hat Roche den Grundstein für den 550 Millio-

nen teuren «Bau 1» gelegt, einen 178 Meter hohen Büroturm, den höchsten der Schweiz. Auf der andern Rheinseite verbaut Novartis bis in zwei Jahren 2,2 Milliarden Franken in einen «Campus des Wissens», zu dem fast alle Stararchitekten der Welt ein Gebäude beisteuern. Um Platz für Novartis zu schaffen, hat die Stadt den Hafen St.Johann aufgegeben und die Hünigerstrasse abgeriegelt. Die Manager und Forscher wollen unter sich bleiben, die Öffentlichkeit bleibt ausgesperrt. Was in jeder anderen Stadt Proteste ausgelöst hätte, war bei den Baslern kein Thema.

Lokalpatriotismus wird grossgeschrieben in Basel, die eigene Stadt, der Fussballklub, das Theater, das einheimische Bier oder auch der eigene Fluss gehen über alles. Nirgends sonst klaffen Selbstdefinition und Aussenwahrnehmung so auseinander wie am Rheinknie.

Das Widersprüchliche gehört in Basel zum Lebensgefühl: links wählen, aber von der Wirtschaft und den Grosskapitalisten des Daigs leben. Internationalität hochhalten, aber in ewige Nabelschau verfallen. In der Verfassung jegliche Kernkraft ablehnen, aber selber eine Rekordmenge an Energie konsumieren – es ist fast schon Schizophrenie, in der die Basler gefangen sind. Vielleicht liegt der Bebbi-Komplex, die Unsicherheit und fehlende Souveränität im Umgang mit dem Rest des Landes, darin begründet.

«Die Basler wollen sich kosmopolitisch fühlen», sagt Michael Schindhelm, langjähriger Intendant des Theater Basel. Von Nachteil sei jedoch immer wieder die Randlage im Dreiländereck gewesen. «Die Grenze ist eben trotzdem eine Grenze.» Und so fühlen sich die Basler wohl auch: abgeschnitten vom Rest der Welt, selbst von der Schweiz. Wären die Basler nicht so kultiviert und intelligent, akzeptierten sie ihr Aussenseiterdasein und schwelgten glücklich im Geldsegen der Pharmabranche. Doch sie durchschauen ihre Widersprüche und leiden daran. Die tantenhafte Reizbarkeit, die daraus entsteht – der Bebbi-Komplex –, würde wohl auch ein Champions-League-Titel des FCB nicht lindern. ○



ÜBER 500'000 FLASCHEN DER ERLESENSTEN WEINE AUF LAGER – JAHRGÄNGE VON 1811 BIS EN PRIMEUR.

BORDEAUX EN PRIMEUR JAHRGANG 2011

Lassen Sie sich die «En Primeur 2011» nicht entgehen. Alle neuesten Freigaben finden Sie täglich auf www.arvi.ch. Auf Wunsch, sind auch alle Formate bis zu 6 Liter verfügbar.

ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 32 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

1 ER CRU CLASSE	CHF/BT	RP	4 EME CRU CLASSE	CHF/BT	RP
Mouton Rothschild	a.A.	93 – 96	Beychevelle	62.65	87 – 89
Margaux	529.20	94 – 96+			
Haut Brion	507.60	92 – 95	5 EME CRU CLASSE	CHF/BT	RP
Latour	a.A.	93 – 95	Lynch Bages	99.35	90 – 93
Lafite Rothschild	702.00	90 – 93	Pontet Canet	95.05	93 – 95
			Cantemerle	28.10	88 – 90
2 EME CRU CLASSE	CHF/BT	RP	SAUTERNES	CHF/BT	RP
Montrose	97.20	91 – 93	Rieussec	59.40	91 – 93
Lascombes	60.50	91 – 93	Doisy Daene	38.90	95 – 97
Cos d'Estournel	140.40	90 – 92			
3 EME CRU CLASSE	CHF/BT	RP	POMEROL	CHF/BT	RP
Lagrange	39.95	85 – 87	Clinet	71.30	92 – 94
Giscours	42.10	88 – 90			
Palmer	221.40	92 – 94+	ST. EMILION	CHF/BT	RP
Calon Segur	59.40	92 – 94	Angelus	193.30	92 – 95
Kirwan	41.05	86 – 88+	Canon La Gaffeliere	56.15	90 – 92

Preise sind CHF pro 75cl Flasche und inkl. MwSt. Transport nicht im Preis enthalten. Offerte gültig mit schriftlicher Bestätigung und solange Vorrat reicht. E&OE. En Primeur Weine 2011 ab Frühling/Sommer 2014 lieferbar.

Szenen aus dem Basler Sex-Filz

Wenn der selbsternannte Milieu-König Beat Emmenegger eine Bewilligung braucht, kann er gleich bei seiner Mieterin anklopfen. Chefbeamtin Miranda Bettler reist auch mal mit ihm nach Thailand in den Urlaub. Das ist selbst für Basel eine Spur zu viel. Nun ermittelt die Staatsanwaltschaft. *Von Alex Baur*



«Strikt nach dem Buchstaben des Gesetzes»: Kontaktbar-Besitzer und FDP-Politiker Emmenegger.

Tagsüber präsentiert sich die Webergasse in Kleinbasel mit dem Charme einer Altstadt. Nach dem Sonnenuntergang ändert sich das putzige Ambiente mit einem Schlag. Prostituierte und Kokainhändler, vor allem Schwarzafrikaner, beherrschen nun das Bild. Ab und an brummt ein Polizeiauto durch die Gasse. Doch niemand scheint das zu beeindrucken.

Leben und leben lassen ist hier die Devise – legal, illegal; egal. Gemäss polizeilichen Schätzungen schaffen in dieser Gegend über 300 Prostituierte ohne Bewilligung an. Praktisch jede Kneipe an der Webergasse verfügt über eine Hintertür; diese führt direkt zu den Zimmern, welche die illegalen Sextouristinnen bei den Wirten und ihren Strohleuten offiziell anmieten. In den Kontaktbars dürfen die Gäste auch, unbesehen aller Verbote, ungeniert rauchen. Bis in die frühen Morgenstunden.

Bisweilen beschwerten sich Anwohner über den allnächtlichen Rummel und rekurrieren beim zuständigen Baudepartement. In aller Regel erfolglos. So wollten Nachbarn vor einem Jahr den Strassenbetrieb vor dem «Adler» an der Ochsen-gasse beschränken. Die Bewilligung liege «im Ermessen» des Amtes, mussten sie sich belehren lassen, und sei rechtens. Der «Adler» stehe «in keiner Weise im Zusammenhang mit der vor Ort stattfindenden Prostitution». Dabei weiss in Kleinbasel jedes Kind,

dass der «Adler»-Wirt in seiner Liegenschaft ein halbes Dutzend Prostituierte beherbergt.

Schnöde abgewiesen wurden auch Nachbarn, die sich seit Jahren gegen den nächtlichen Lärm aus der Kontaktbar «Roter Kater» beschwerten. Das ganze Verfahren, so ein Anwohner, habe ein penetrantes «Gschmegele nach Filz» gehabt. Anlässlich eines Augenscheins der Baurekurskommission sei ihm seine Ohnmacht richtig bewusst geworden: «Die Beamten waren per du mit dem Besitzer der Kontaktbar.» Der Mann heisst Beat Emmenegger und gilt in Basel als Milieu-König.

Wirtschaftlich betrachtet, mag das königliche Attribut übertrieben sein. Der «Rote Kater» ist die einzige Kontaktbar, die Emmenegger noch gehört. Das Lokal hat er deutschen Ex-Polizisten verpachtet. Die nahe «Bermuda-Bar» ging vor ein paar Jahren im Zuge einer Scheidung an seine Ex-Gattin. Zusammen mit seiner Freundin Julie, einer Senegalesin, führt Emmenegger an der Webergasse nur noch die Kontaktbar «Adagio». Milieu-Kenner staunen: Obwohl das «Adagio» als Epizentrum der afrikanischen Invasion an der Webergasse gilt, kam es hier zumindest in den letzten zwei Jahren nie zu einer Razzia.

Als langjähriges Vorstandsmitglied des Basler Wirtverbandes und FDP-Politiker, der auch als Grossrat kandidierte, ist Emmenegger

mit den Basler Granden bestens vernetzt (*Weltwoche* Nr. 36/11). Einen besonders heissen Draht pflegt der 63-Jährige zu Miranda Bettler, 53, die beim Baudepartement über die Vergabe von Gastgewerbe-Bewilligungen entscheidet. Die Chefbeamtin wohnt nämlich in einer Liegenschaft, die Emmenegger gehört. Für monatlich 1700 Franken hat sie von ihm eine zweistöckige Wohnung an der Webergasse 9 gemietet, zwischen dem «Roten Kater» und der «Bermuda-Bar». Ihr pensionierter Gatte Gerhard amtiert zudem als Hauswart für den Bordell-Beizer. Letztes Jahr verbrachte das Ehepaar Bettler die Ferien mit Emmenegger in Thailand, wo dieser über einen Zweitwohnsitz verfügt.

Ein direkter Draht zur Polizei

Bettlers Vorgesetzter, Regierungsrat Hans-Peter Wessels (SP), zeigte sich überrascht von den Recherchen. «Die von Ihnen beschriebene Konstellation war mir bis jetzt nicht bekannt», sagte er am Dienstag auf Anfrage, «wir [haben] die Staatsanwaltschaft heute morgen informiert.» Das Amt habe ein hohes Interesse an einer umfassenden und raschen Abklärung. Miranda Bettler war ferienhalber nicht erreichbar. Emmenegger selber sagt, alle Bewilligungen seien «strikt nach dem Buchstaben des Gesetzes» erteilt worden. Bettler sei die Korrektheit in Person. Wenn sie bei ihm einkehre, gehe sie zum Rauchen sogar auf die Gasse.

Emmenegger weist den Verdacht der Protektion weit von sich. Erst kürzlich sei das «Adagio» wegen Verstosses gegen das Rauchverbot verwarnt worden. Das nächste Mal werde er wohl mit einer Busse rechnen müssen. Was die Auswüchse beim Drogen- und Sex-business anbelangt, habe er sich erst vorletzte Woche mit der Polizei zu einer Aussprache getroffen. Tatsächlich ist der Milieu-König auch für seine guten Kontakte zur Polizei bekannt. Und berüchtigt. Die Connections verleihen ihm eine Macht, die er je nach Bedarf auch gegen Konkurrenten einsetzen kann.

Filz-Vorwürfe bei der Vergabe und Kontrolle von Bewilligungen sind ein Politikum mit langer Tradition in Basel. Mehrere Vorgänger von Miranda Bettler gerieten unter Beschuss, weil es bei der Verteilung der begehrten Standplätze an der Herbstmesse zu Unregelmässigkeiten gekommen sein soll. Die Ämter wurden darauf reorganisiert. Seit 2008 ist das Gastgewerbeinspektorat nicht mehr dem Polizei-, sondern Wessels' Baudepartement unterstellt. Doch die Beamten sind geblieben. ○

Mehr Macht für Bundesbeamte

Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf will sämtliche Bundesämter mit Globalbudgets ausstatten. Das Parlament hätte zu den einzelnen Posten nichts mehr zu sagen. Gestärkt würde die Verwaltung.

Von Kari Kälin

Bis anhin unbemerkt von der Öffentlichkeit, macht sich Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) auf, den Einfluss des Parlaments zu beschneiden: Sie will in der gesamten Bundesverwaltung Globalbudgets einführen. Heute können die National- und Ständeräte bei der Budgetberatung Anträge zu einzelnen Positionen stellen, zum Beispiel Kürzungen beim Personalaufwand oder bei den externen Beratungsaufträgen verlangen. Mit flächendeckenden Globalbudgets hingegen könnten die Parlamentarier nur noch die Gesamtsumme abnicken, die ein Amt erhält. Sie können zwar auch das Globalbudget kürzen. In welchen Bereichen aber der Sparhebel angesetzt würde, bliebe der Verwaltung überlassen. Sie bestimmt, wie sie die ihr zur Verfügung gestellten Mittel einsetzt.

Das Projekt der Bundespräsidentin zur weiteren Stärkung des Beamtenapparats läuft unter dem Titel «Neues Führungsmodell für die Bundesverwaltung». Es kostet gemäss Schätzungen 37 Millionen Franken und soll ab dem 1. Januar 2016 eingeführt werden. Im Auftrag des Gesamtbundesrats hat die Bündnerin ihre Absicht Anfang April kundgetan. Das entsprechende Schreiben liegt der *Weltwoche* vor.

Derzeit arbeiten 22 Verwaltungseinheiten des Bundes – zum Beispiel das Bundesamt für Strassen – mit einem Globalbudget. Mitarbeiterbefragungen ergeben ein positives Bild. Das überrascht nicht, denn die Beamten erhalten damit mehr Macht, die Steuergelder nach eigenem Gutdünken zu verwenden. «Die Beteiligten sind zufrieden und möchten nicht mehr zurück zum herkömmlichen Steuerungssystem», lautet die logische Schlussfolgerung im Evaluationsbericht des Bundesrats aus dem Jahr 2009.

Überproportionale Personalbestände

Mit Globalbudgets – in der Beamtensprache nennt sich das Führen mit Leistungsauftrag und Globalbudget FLAG – will der Bundesrat das wirtschaftliche Denken in der Verwaltung fördern. Die finanziellen Ressourcen, die den FLAG-Ämtern zur Verfügung standen, entwickelten sich nicht anders als bei den Ämtern ohne Globalbudget, heisst es im Evaluationsbericht. Klare Aussagen zur Wirtschaftlichkeit der FLAG-Einheiten seien schwierig, schreibt der Bundesrat. Als der Ständerat in der Frühlingssession 2010 über die besagte Evaluation debattierte, räumte der damalige Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP) sogar ein,

«dass sich bei genauem Hinschauen die Personalbestände in den FLAG-Ämtern ein bisschen überproportional entwickeln». In diesem Bereich müsse man ein «wachsendes Auge» auf die Entwicklung halten. Ständerat Hans Hess (FDP, OW) stellte derweil fest, «dass sich die anfänglichen Erwartungen in Bezug auf Kosteneinsparungen nicht erfüllt haben». Dabei sei dies einer der wichtigsten Gründe für die Einführung von FLAG gewesen.

Welche Vorteile verspricht sich Bern von FLAG? Martin Heimgartner von der Eidgenössischen Finanzverwaltung erwähnt unter anderem «erhöhtes Kostenbewusstsein, höhere Arbeitszufriedenheit und Produktivität». Er verweist aber auch darauf, dass das Parlament auf eine detaillierte Konteneinsicht und auf die finanzielle Feinsteuerung verzichten müsste.

Kritik am Millionenprojekt

Hier setzt die Kritik von Parlamentariern an. Thomas Aeschi, SVP-Nationalrat aus dem Kanton Zug und Mitglied der Finanzkommission, befürchtet, dass damit Missstände in der Verwaltung besser verheimlicht werden können – zum Beispiel, wenn ein Amt über Gebühr viel Geld für externe Beratungsaufträge aufwerfe oder bei den Personalkosten überborde. Denn mit Globalbudgets sind die einzelnen Ausgabenposten nicht transparent in der Staats-

rechnung ausgewiesen. Die Parlamentarier müssten sich bei der Verwaltung um die exakten Zahlen bemühen. Kürzt zum Beispiel das Parlament einem Amt das Budget um eine halbe Million, weil es die Beratungskosten für überflüssig hält, muss das Amt dieses Geld nicht zwingend in diesem Bereich sparen. Es kann die halbe Million auch an einem anderen Ort kompensieren.

Nehmen wir als Beispiel die Affäre um den Künstler Thomas Hirschhorn. An einer Ausstellung in Paris liess dieser im Jahr 2004 einen Darsteller in der Pose eines Hundes über ein Bild von Christoph Blocher pinkeln. In der Folge stutzte das Parlament der Pro Helvetia, die die Ausstellung mit Bundesgeldern unterstützt hatte, den jährlichen Beitrag von 34 auf 33 Millionen Franken zurück. Bei Globalbudgets könnten die Volksvertreter zwar dem zuständigen Bundesamt für Kultur Mittel entziehen. Es läge aber in seinem eigenen Ermessen, Pro Helvetia zu bestrafen oder nicht.

Einen Entscheid zur flächendeckenden Einführung von Globalbudgets hat das Parlament nie gefällt. Kritik am Millionenprojekt von Eveline Widmer-Schlumpf wurde auch während der Debatte im Nationalrat über den Evaluationsbericht laut. Mehrere Redner warnten vor einem politischen Steuerungsverlust des Parlaments. ○



Mehr Intransparenz: Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf.

Regulieren geht über Studieren

Die Marktwirtschaft hat es selbst in der bürgerlichen Schweiz schwer. Das liegt auch an der Wirtschaftskompetenz der Parteien. Was taugen die bekanntesten Schweizer Wirtschaftspolitiker?

Von Florian Schwab

Angehende Ärzte verinnerlichen den medizinischen Grundsatz, wonach es zuvorderst darauf ankomme, keinen Schaden anzurichten. Bei jeder Therapie soll der Arzt zwischen ihrem Nutzen und einem möglichen Schaden für den Patienten abwägen. Das wäre auch für die Wirtschaftspolitik ein geeigneter Leitsatz. Stattdessen kommt es häufig vor, dass die vermeintlichen Wirtschaftsexperten ohne Augenmass agieren und damit den Wohlstand der Schweiz gefährden. Einige Beispiele aus jüngerer Zeit:

1 — Die Finanzbranche wird bis in die letzten Verästelungen der Hypothekenvergabe reguliert. Man gibt vor, mit der *too big to fail*-Vorlage zu verhindern, dass die Grossbanken jemals wieder durch den Staat gerettet werden

Nicht einmal die Lohnpolitik bleibt vor politischem Aktionismus verschont.

müssen, und hat selber seit Jahrzehnten die regulatorischen Anreize so gesetzt, dass es für die Banken attraktiv wurde, möglichst gross zu werden. Als Folge davon kann sich kaum eine kleine Privatbank mehr jenes Heer von Juristen leisten, das zur Einhaltung sämtlicher neuer Vorschriften erforderlich ist. Die Finanzmarktregulierung ist somit mehrfach widersprüchlich.

2 — Der relativ freie Schweizer Arbeitsmarkt, unbestrittenerweise einer der wichtigsten Wohlstandsmotoren, wird unter dem Stich-



Dauer-Empörung: Ineichen.

wort «flankierende Massnahmen zur Personalfreizügigkeit» in Ketten gelegt. Es gibt kaum eine Vertragsbestimmung, die noch frei zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ausgehandelt werden kann. Unter dem Deckmantel des Schutzes vor «Lohndumping» wurden die Gewerkschaften durch gezielte politische Massnahmen wiederbelebt und scheffeln jährlich zig Millionen aus den Vollzugskostenbeiträgen. Das geht auf Kosten der Allgemeinheit, denn die Beträge müssen schweizweit rund 40 Prozent aller Angestellten zahlen.



Planwirtschaft: Leutenegger Oberholzer.

3 — Nicht einmal die Lohnpolitik privater Unternehmen bleibt vor politischem Aktionismus verschont. Statt in der Minder-Initiative einen Eingriff in die Vertragsfreiheit und die Eigentumsrechte der Aktionäre zu erkennen, hat das Parlament einen wenig durchdachten Gegenvorschlag entworfen, der eine Bonussteuer enthält.

4 — Ein ganzes Buch könnte man über das Thema «Frankenstärke» schreiben, das als Begründung für einen Giftcocktail wirtschaftspolitischer Massnahmen herhalten muss: Konjunkturpakete, die Verschärfung des Kartellrechts, Ideen zur Herabsetzung der Zollfreigrenze, die staatliche Subventionierung des sogenannten Konsumentenschutzes mit Steuermillionen.

Die Beispiele zeigen: Gegen alle selbstdiagnostizierten Übel suchen die Wirtschaftspolitiker einfach gestrickte Rezepte nach dem Motto: Wenn der Daumen wehtut, dann hackt man ihn am besten ab. Unter die Räder kom-

men dabei fast immer die unternehmerische Initiative, die Gewerbefreiheit und der wirtschaftliche Spielraum.

Die Verantwortung für die hyperaktive Regulierungspolitik trägt das Parlament. Genauer: die Parlamentarier, die sich vor allem mit wirtschaftspolitischen Fragen befassen. Sie sind grösstenteils Mitglieder der Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) und der Finanzkommission.

Verführung von links

In diesen Gremien befinden sich etliche Politiker aus dem linken Spektrum. Die wahrnehmbarste und einflussreichste wirtschaftspolitische Stimme der SP ist **Susanne Leutenegger Oberholzer**. Als eine von ganz wenigen in ihrer Fraktion hat sie ein Lizentiat in Volkswirtschaftslehre (VWL). Die durchsetzungsstarke Baselbieterin mit Bündner Wurzeln ist eine überzeugte Planwirtschaftlerin. Sie tritt für die Einheitskrankenkasse ein, wünscht sich den automatischen Informationsaustausch von Bankendaten sowie laut ihrer Website ein Konjunkturprogramm für den Kanton Baselland – und zwar «schneller, als wir denken». Dieses müsse nicht nur Arbeit sichern, sondern «zugleich den ökologischen und sozialen Strukturwandel voranbringen». Leutenegger Oberholzer hat sich seit ihrem Studiumsabschluss in gewerkschaftlichen und radikal-feministischen Kreisen profiliert. Unternehmerische Erfahrungen sind kaum vorhanden: Leutenegger Oberholzer arbeitete nach dem Studium drei Jahre für die Basler *Nationalzeitung* und wechselte von da zur Coop-Genossenschaft in der Funktion als Lei-



Moralischer Banken-Erzieher: Landolt.

terin Wirtschaftspolitik und Konsumentenpolitik. Zwischen 1981 und 1990 weist sie im Lebenslauf eine «Tätigkeit als freischaffende Ökonomin» aus. Im Handelsregister ist diese Tätigkeit ohne Spuren geblieben.

Ebenfalls keinen unternehmerischen Fussabdruck hat Leuteneggers Fraktionskollegin **Prisca Birrer-Heimo** (SP, LU) hinterlassen. Die einstige Primarlehrerin landete nach ein paar Weiterbildungskursen als Projektleiterin/Leiterin Multiprojektmanagement im Kantonsspital Luzern. Heute präsidiert sie die vom Bund jährlich mit mehreren hunderttausend Franken geförderte Stiftung für Konsumentenschutz mit Sitz in Bern. Obwohl die Staatsangestellte Birrer-Heimo sich nie dem harten Wind des Wettbewerbs ausgesetzt sah, treibt sie Wirtschaftsminister Schneider-Ammann in Sachen Kartellrecht vor sich her. Kein Vorschlag zur Kartellrechtsrevision ist für Birrer-Heimo militant genug.

Auffälligerweise sind auch die anderen dominierenden Figuren der Linken in der Wirtschaftspolitik weiblich: **Jacqueline Badran** (SP, ZH) ist als erfolgreiche Unternehmerin die grosse Ausnahme unter den Genossen. **Franziska Teuscher** (Grüne) ist Biologin und Chefin des autofeindlichen Verkehrs-Clubs der Schweiz (VCS). Wirtschaftliche Erfahrungen sind auch bei ihr nicht vorhanden, abgesehen von einer kurzzeitigen Rolle in der Berner Unternehmung Naturaqua, die von Aufträgen in Sachen «ganzheitliche Planung, Beratung und Kommunikation» lebt, spricht: von Bund, Kanton und Gemeinde.

Bürgerliches Trauerspiel

Weshalb hat die vermeintlich bürgerliche Mehrheit den linken Rezepten so wenig entgegenzusetzen?

Zunächst einmal gibt es in der FDP und vor allem in der CVP «Wirtschaftsexperten», die in wirtschaftspolitischen Fragen oft mit der Linken sympathisieren. Allen voran die ehemalige Lehrerin **Christine Egerszegi** (FDP, AG), der ehemalige Lehrer **Peter Bieri** (CVP,



Harter Wind des Wettbewerbs: Birrer-Heimo.

ZG) und die Politikwissenschaftlerin **Lucrezia Meier-Schatz** (CVP, SG) – alle ohne Erfahrungen in der Privatwirtschaft.

Doch nicht einmal die Erfahrung unternehmerischen Erfolgs ist eine Garantie für eine gute Wirtschaftspolitik. Der dauerempörte Nationalrat und Weissgeld-Pionier **Otto Ineichen** (FDP, LU) geht jeweils auf eher hemdsärmelige Art an Probleme heran, wie das in privaten Unternehmen zum Erfolg führt, aber im staatlichen Zwangssystem der Gesetze und Abgaben unabsehbare Konsequenzen hat und der Wirtschaft schadet. Zu jeder populären Frage präsentiert der Gründer von Otto's Warenposten früher oder später einen eigenen Masterplan: Ineichens Gruppe Gesundheit sollte der Kostenentwicklung im Gesundheitswesen Einhalt gebieten und das Projekt «Speranza» Lehrstellen en masse schaffen (siehe *Weltwoche* Nr. 23/11).

In die Kategorie der eher wirtschaftsfeindlichen Wirtschaftsvertreter auf bürgerlicher



Anliegen der Wirtschaft: Wasserfallen.

Seite fällt auch BDP-Chef **Martin Landolt** (GL). Der heutige UBS-Angestellte machte erst letzte Woche mit einem Beitrag im *Tages-Anzeiger* von sich reden, indem er – ganz im Sinne seiner Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf – das Loblied auf die Weissgeldstrategie anstimmte. Auch bei der *too big to fail*-Vorlage, welche das Risiko in der Finanzindustrie vermindern soll, war Landolt beteiligt. Die Selbstinszenierung des UBS-Manns als moralischer Bankenerzieher ist aus einem weiteren Grund besonders peinlich: Bei der Glarner Kantonalbank wurde Landolt wegen hochriskanter Geschäfte fristlos entlassen.

Lichtblicke im Parlament

Zusammengenommen stellen die linken Überzeugungstäter und ihre bürgerlichen Freunde klar die Mehrheit des Parlaments und seiner entsprechenden Kommissionen. In einer Minderheitsposition sind daher diejenigen Parlamentarier, die für die freie Marktwirtschaft, einen wettbewerbsfähigen

Finanzplatz und eine zurückhaltende Rolle des Staates eintreten.

Darunter befinden sich stramme und verdiente Wirtschaftsfreunde wie Georges Theiler (FDP, LU) und Jean-François Rime (SVP, FR). Letzterer tritt nächste Woche voraussichtlich die Nachfolge von Bruno Zuppiger als Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbands (SGV) an. Er ist, abgesehen von den drei anderen Unternehmer-Nationalräten Christoph Blocher (SVP, ZH), Peter Spuhler (SVP, TG) und dem bereits erwähnten Otto Ineichen, einer der erfolgreichsten Unternehmer im Parlament. Er besitzt drei Firmen und gilt als überzeugter liberaler Wirtschaftspolitiker.

Dass wirtschaftliche Erfahrung nicht unbedingt notwendig ist, um die Anliegen der Wirtschaft zu vertreten, zeigt der prinzipienfeste Berner FDP-Politiker **Christian Wasserfallen**. Über temporäre Tätigkeiten, unter anderem als Montagemitarbeiter, geht seine privatwirtschaftliche Biografie nicht hinaus.

Als Geheimtipp unter den wirtschaftspolitischen Lichtblicken gilt der Schwyzer SVP-Ständerat **Peter Föhn**. Er ist ein Selfmademan. Nach einer Laufbahn als Lehrer und Angestellter kaufte er im Jahr 2001 eine Möbelfabrik mit

Die Wirtschaftspolitiker sind wie Ärzte, die flächendeckend Antibiotika verteilen wollen.

achtzig Mitarbeitern, deren Geschäftsführung er übernahm.

Föhn beschreibt ein Grundproblem seiner Ratskollegen so: Jeder kleine Fehler oder jedes kleine Problem wird zum Anlass für eine neue Regulierung genommen, auch wenn es im Allgemeinen, und meistens auch ohne eine entsprechende Regulierung, hervorragend läuft.

Die Wirtschaftspolitiker sind wie Ärzte, die flächendeckend Antibiotika verteilen wollen, wenn es einmal einen Patienten mit einer Entzündung gab. Beides richtet beträchtlichen Schaden an. ○



Geheimtipp: Föhn.

Elixiere des Teufels

Die Gegner jeglichen Impfens wenden sich gegen den Schutz vor ansteckenden Krankheiten und verunsichern damit die Bevölkerung. Ihre Argumente sind abwegig, doch sie haben Einfluss. Jetzt mischen sie sich in die Schweizer Gesetzgebung ein. *Von Alex Reichmuth*



Viele Infektionskrankheiten sind heute dank Impfungen kaum mehr eine Bedrohung.

Vor der Debatte über das Epidemiengesetz bekamen die Nationalräte viel Post von Impfgegnern. In zahlreichen Mails wollten diese weismachen, Impfstoffe böten keinen Schutz vor Infektionskrankheiten, aber führten häufig zu starken Nebenwirkungen, zum Teil sogar mit Todesfolge.

Beschworen wurden die Heilkräfte der Natur, verteufelt der Einfluss der «profitgierigen» Pharmaindustrie. Luzia Osterwalder etwa, Inhaberin eines Instituts für natürliche Behandlung, empfahl statt Impfungen «eine vollwertige Ernährung» und «eine positive Lebenseinstellung» zum Schutz vor ansteckenden Krankheiten. Der Naturheilpraktiker Daniel Trappitsch behauptete in einer Mail an Nationalräte, es gebe keinen wissenschaftlichen Beweis, «dass die behaupteten Viren nachweislich und reproduzierbar die Erreger der Krankheit sind», und «dass Impfungen

auch nur einen einzigen Menschen vor der Krankheit, gegen welche er geimpft wurde, geschützt haben». Trappitsch ist Präsident des Netzwerks Impfscheid, einer Vereinigung von Impfgegnern.

Lässt die Impfbereitschaft nach, könnten Diphtherie und Kinderlähmung zurückkehren.

Mit ihrer Offensive wollten die Impfgegner verhindern, dass das Parlament den Behörden erlaubt, Impfbefehle einzuführen. Solche Befehle sind fast immer auf bestimmte Gruppen beschränkt – etwa auf das Personal in Spitälern oder Schulen. Vereinzelt gibt es auch verpflichtende Impfungen für Kinder, wie in den Kantonen Genf und Freiburg gegen Diphtherie. Impfbefehle

können wichtig sein zum Schutz von Personen, die nicht geimpft werden dürfen – wie zum Beispiel Leute mit einem sogenannten Immundefekt. Seit längerem diskutiert wird zum Beispiel über ein Obligatorium für das Pflegepersonal, sich gegen Grippe zu impfen. «Impfen ist ein Akt der Solidarität, um andere zu schützen», sagt Beda Stadler, Professor für Immunologie an der Universität Bern.

«Eine Art New-Age-Bewegung»

Nach Ansicht anerkannter Infektiologen sind die Behauptungen der Impfgegner falsch. Christoph Berger, Professor für Infektiologie am Kinderspital Zürich, spricht von «Unsinn». Nebenwirkungen von Impfungen seien zwar möglich, schwere Komplikationen aber sehr viel seltener als solche bei den verhinderten Krankheiten. Die Impfgegner fanden trotzdem bei vielen Nationalräten Gehör. In der Kommission, die das Epidemiengesetz vorberiet, waren mit Dominique Baettig (SVP, Arzt), Yvette Estermann (SVP, Ärztin), Sebastian Frehner (SVP), Yvonne Gilli (Grüne, Ärztin) und Marcel Scherrer (SVP) gleich fünf Mitglieder, die «grundsätzlich am Nutzen und an der Effektivität der Impfungen» zweifeln, wie Gilli anlässlich der Parlamentsdebatte im letzten März erklärte.

Im Ratsplenum unterstützten immerhin 51 Nationalräte den Antrag der Kommissionsminderheit, dem Bund die Kompetenz für Obligatorien in sogenannten besonderen Lagen zu verweigern. Eine besondere Lage besteht, wenn rasch um sich greifende Infektionskrankheiten wie Sars oder Schweinegrippe die Volksgesundheit gefährden. Die Impfgegner und Impfskeptiker waren praktisch in allen Fraktionen zu finden, vor allem aber in den links-grünen Parteien und in der SVP.

Eine Mehrheit aber gestand dem Bund die Möglichkeit von Obligatorien in besonderen Lagen zu. Erfolg hatten die Impfskeptiker jedoch mit ihrem Antrag, den Kantonen diese Kompetenz zu entziehen. Der Nationalrat lehnte es mit 103 gegen 62 Stimmen ab, dass die Kantone Impfungen für obligatorisch erklären können. FDP-Nationalrat und Arzt Ignazio Cassis sprach von den «klassischen Argumenten der Impfgegner», die sich durchgesetzt hätten. Folgt der Ständerat dem Nationalrat, sind Obligatorien wie in Genf und Freiburg gegen Diphtherie künftig nicht mehr möglich.

Die *Weltwoche* wollte von Yvette Estermann (SVP) wissen, warum sie im Nationalrat gegen

Impfobligatorien gestimmt hat. Sie gab in einem Telefongespräch Auskunft, zog aber ihre Zitate nachträglich zurück.

Impfgegner, die jeglichen Nutzen von Impfungen verneinen und von angeblich gefährlichen Nebenwirkungen sprechen, treten schon seit einigen Jahren auf. «Es ist eine Art New-Age-Bewegung, die auf der grünen Welle reitet und das Sanfte und Gute der Natur betont», sagt Ignazio Cassis.

Es gibt bei einer vernünftigen Beurteilung aber keine Zweifel an der Wirksamkeit von Impfungen. Diese stellen sogar eine der grössten Erfolgsgeschichten der Medizin dar. Viele Infektionskrankheiten, die früher unzählige Menschen dahinrafften, sind heute dank Impfungen kaum mehr eine Bedrohung. Noch im 19. Jahrhundert erlagen in Europa Hunderttausende Menschen Pocken-Pandemien. 1980 konnte die Weltgesundheitsorga-

Im Gegensatz zur Schweiz ist ganz Lateinamerika seit etwa zehn Jahren masernfrei.

nisation die weltweite Ausrottung der Pocken vermelden – auch dank Impfung. In der Schweiz gelten Diphtherie und Kinderlähmung seit 1986 ebenso als eliminiert. Diese Krankheiten waren bis vor wenigen Jahrzehnten häufig und hatten oft schwere Behinderungen oder gar den Tod zur Folge. Lässt die Impfbereitschaft nach, könnten sie zurückkehren.

140 000 Masern-Tote jährlich

Der Erfolg von Impfungen zeigt sich typischerweise bei den Masern. Laut Infektiologe Ulrich Heininger kommt es bei etwa jedem tausendsten Masern-Patienten zu schweren Komplikationen wie Hirnhautentzündung. Etwa jeder zehntausendste Erkrankte stirbt. Im Jahr 2000 gab es weltweit noch über eine halbe Million Masern-Tote. Zehn Jahre später waren es dank Impfkampagnen «nur» noch etwa 140 000. Würde in der Schweiz nicht gegen Masern geimpft, müsste man mit mehreren Todesopfern pro Jahr rechnen.

In der Schweiz sind aber nur etwa 85 Prozent der Kinder gegen Masern geimpft. Das liegt deutlich unter den 95 Prozent, die für eine völlige Elimination der Krankheit notwendig sind. Darum kommt es regelmässig zu Masern-Ausbrüchen. Zwischen 2006 und 2009 zählte das Bundesamt für Gesundheit (BAG) 4400 Fälle von Masern. Sieben Prozent der Patienten mussten in Spitalpflege gebracht werden, einer starb. Zum Vergleich: Ganz Lateinamerika ist seit etwa zehn Jahren masernfrei, dank hoher Impfdisziplin der Bevölkerung.

Neben den Masern gibt es weitere Infektionskrankheiten, die in der Schweiz wegen

mangelnder Impfbereitschaft eine gewisse Bedrohung darstellen. Dazu zählen die Grippe, sowie die Haemophilus- und die Pneumokokken-Bakterien, die Hirnhautentzündungen, Blutvergiftungen und Lungenentzündungen verursachen können. Schuld daran, dass nicht besser geimpft wird, sind auch die Impfgegner mit ihren Behauptungen, für die Immunabwehr sei es besser, gewisse Krankheiten durchzumachen. «Die Impfgegner sind zwar eine Minderheit, aber eine lautstarke», sagt Impfspezialist Ulrich Heininger. Sie nutzen insbesondere die Möglichkeiten der modernen Informationsquellen gezielt, um ihre Sichtweisen zu verbreiten.

Fatale Botschaften verbreitete ein Impfratgeber der Stiftung für Konsumentenschutz (SKS), die vom Staat mitfinanziert wird. Der Tenor der 2006 zum zweiten Mal publizierte Broschüre war: Kinderkrankheiten sind gesund, Impfen ist gefährlich. Geschrieben haben sie Hansueli Albonico und Peter Klein, zwei bekannte Impfkritiker. Mehrere medizinische Fachgesellschaften sowie das Bundesamt für Gesundheit kritisierten den Ratgeber wegen falscher Behauptungen heftig. Die damalige SKS-Präsidentin Simonetta Sommaruga verteidigte die Publikation aber: «Wir stehen vollumfänglich hinter den Autoren.» Offenbar sei eine kritische Auseinandersetzung mit dem Thema Impfen nicht erwünscht, sagte die heutige SP-Bundesrätin. Laut den Impfbefürworter waren jedoch die SKS und Sommaruga nicht zum Dialog bereit.

Mit ihren abwegigen Argumenten schaffen es die Impfgegner, grosse Teile der Bevölkerung zu verunsichern. Eine vom Pharmaunternehmen Pfizer in Auftrag gegebene Umfrage zeigte vor kurzem, dass nur 35 Prozent der Bevölkerung zwischen 18 und 45 Jahren der Meinung sind, Kinderkrankheiten sollten durch Impfungen verhindert werden. Jeder fünfte Befragte stand Impfungen generell kritisch gegenüber. Eine Umfrage des BAG zur Grippeimpfung ergab, dass bei den Risikogruppen nur 42 Prozent geimpft sind. Beim medizinischen Personal sind es sogar nur 22 Prozent. Der Impftrend bei der Grippe sei «generell rückläufig», stellte das BAG fest.

«Kraft der Pharma»

Gegenüber der *Weltwoche* verteidigt Daniel Trappitsch vom Netzwerk Impfscheid seine Warnungen vor dem Impfen. Bei der Grippe etwa, so Trappitsch, würden «sicherlich 95 Prozent der anscheinend an der Grippe gestorbenen Menschen» gar nicht auf die Viren getestet, sondern erhielten lediglich den Stempel «Tod durch Grippevirus». Das vom Netzwerk Impfscheid angekündigte Referendum gegen das neue Epidemien-gesetz nennt Trappitsch eine «politische Notbremse». Dieses Gesetz stelle wie jedes Gesetz, welches die Freiheit des Menschen einschränken könne, eine poten-

zielle Gefahr dar. Zudem warnt er vor der «Kraft der Pharma». Die Pharmaindustrie würde die Politik über ihre Lobbyisten beeinflussen.

Impfspezialist Christoph Berger weist darauf hin, dass die Impfgegner in den Medien zwar übervertreten seien, ihr Einfluss auf den konkreten Impfscheid von Eltern aber



Grundsätzliche Zweifel: Estermann (SVP).



Kinderkrankheiten sind gesund: Sommaruga (SP).

nicht überschätzt werden dürfe. Recht zu geben scheint ihm eine Erhebung des BAG und der Kantone zur Impfbereitschaft bei den typischen Kinderkrankheiten. Diese ergab, dass zwischen 2008 und 2010 die meisten Eltern ihre Kinder impfen liessen, sogar etwas mehr als in der Periode 2005–2007. «Impfgegner haben bei der Gesetzgebung mehr Einfluss als beim individuellen Impfscheid», sagt Berger.

Die Impfgegner wollen auch weiterhin bei der Gesetzgebung mitreden. Sie haben nicht nur das Referendum gegen das Epidemien-gesetz angekündigt, sondern sammeln auch bereits Unterschriften gegen das neue Tierseuchengesetz – zusammen mit Bauernvertretern. Denn dort sind Zwangsimpfungen von Tieren vorgesehen. Für hartgesottene Gegner sind Impfungen bei Tieren genauso des Teufels wie bei Menschen. ○

DIE BESTEN DJ'S EXKLUSIV AUF



DAVID GUETTA
JEDEN SAMSTAG 23 UHR



BOB SINCLAR
JEDEN SAMSTAG 22 UHR



PETE TONG
JEDEN SAMSTAG 24 UHR

JETZT ÜBERALL

AUCH AUF **105 DAB+** (DIGITALRADIO), **105.CH**

Befreit die Universität St. Gallen

Studentenproteste, anschwellendes Mittelmass und nachlassender Sinn für die Marktwirtschaft: Die HSG wird immer mehr zu einer ganz normalen Staatsuniversität. Die Entwicklung kann nur durch eine Privatisierung gestoppt werden. *Von Florian Schwab*

Die Schadenfreude ist deutlich: «Jetzt wird ausgerechnet die HSG zu einem Opfer ihrer eigenen Ideologie», schreibt der *Tages-Anzeiger* in seiner Ausgabe vom 18. Mai. Hintergrund: Das angespannte Budget des Kantons macht Budgetkürzungen bei der Universität St. Gallen erforderlich. Nach Logik des *Tages-Anzeigers* wende sich der «neoliberale» Geist der HSG nun gegen die Organisation selbst.

Das Thema wäre wohl an der Öffentlichkeit vorübergegangen, wenn die Uni St. Gallen angesichts der Kürzungen nicht eine bescheidene Erhöhung der Studiengebühren in Aussicht gestellt hätte. Das sorgt vor allem bei deutschen Studenten für Unmut, in deren Heimatland seit Jahrzehnten ein richtiger Kulturkampf in Sachen Studiengebühren tobt.

Ganz nach deutschem Vorbild wird die Unzufriedenheit nun auch öffentlich kundgetan: In einer medienwirksamen Aktion liessen Studenten – mutmasslich unterstützt durch ein paar Aktivisten von «Occupy St. Gallen» – Seifenblasen in den St. Galler Himmel steigen unter dem Motto: «Wenn Bildungsträume platzen». Auf der die Aktion begleitenden Facebook-Plattform äusserten sich Studenten: «Kampf der Diskriminierung!», ruft einer aus. Ein anderer mokiert sich über «verantwortungslose Steuersenkungs-Politik».

Das Wehklagen der St. Galler Studenten ist symptomatisch für den geistigen Niedergang, den die Universität in den vergangenen zwanzig Jahren erlebt hat. Durch ihr HSG-Studium erlangen die Jugendlichen eine überdurchschnittlich gute Position für den Eintritt ins Erwerbsleben. HSG-Absolventen erhalten auf Anhieb Jahresgehälter von durchschnittlich fast 100 000 Franken (mit einem Master-Abschluss). Es ist alles andere als einsichtig, warum der Rheintaler Automechaniker über seine Steuern im Kanton St. Gallen der zukünftigen internationalen Management-Elite die Ausbildung finanzieren soll. Immer mehr Studenten liegen den Steuerzahlern auf der Tasche: Heute sind mehr als 7000 Studenten in St. Gallen eingeschrieben. Vor zehn Jahren waren es noch weniger als 5000. Jeder Maturand hat automatisch das Recht, an der Universität St. Gallen zu studieren. Dabei kommt auch viel Mittelmass heraus.

Die Ehemaligen sind gefragt

Zumal, wenn die Universität St. Gallen alles dafür tut, ihren Spitzenplatz als Kadenschmiede auf Dauer loszuwerden. Denn entgegen ihrem Ruf, neoliberal zu sein, hat sich die

St. Galler Lehre immer weiter dem allgemein üblichen sozialdemokratischen Konsens angenähert. Auch in der Öffentlichkeit ist dies längst angekommen: Der letzte öffentlich wahrnehmbare HSG-Professor, der ohne Wenn und Aber für die Marktwirtschaft eintrat, war der vor fünf Jahren emeritierte Professor Franz Jaeger. Seither machen HSG-Professoren mit genau entgegengesetzten Aussagen auf sich aufmerksam. Auf Kosten der Steuerzahler reiste etwa der damalige St. Galler Unternehmensethiker Ulrich Thielemann nach Berlin, um mit dem Gewicht eines HSG-Gelehrten vor einer Kommission des Deutschen Bundestags das Bankgeheimnis zu verteufeln. Der keynesianisch geprägte Makroökonom Manfred Gärtner legte etwas später ein Gutachten vor, in dem er die schweizerische Verrechnungssteuer als ungerecht bezeichnete und indirekt die Abschaffung des Bankkundengeheimnisses in der Schweiz forderte.

Die Wirtschaft ist auf Führungskräfte angewiesen, welche die Voraussetzungen der Marktwirtschaft kennen und notfalls verteidigen: das freie Unternehmertum, den zurückhaltenden Staat, den Wettbewerb. Das war früher Bestandteil einer Ausbildung in St. Gallen.

Selbst auf rein technischer Ebene nimmt die Universität den Studenten Möglichkeiten für unternehmerisches Engagement weg. Der frü-

here Rektor Ernst Mohr verstaatlichte kurzerhand die in Jahrzehnten gewachsene Studentenunternehmung «Forum HSG» und gliederte sie in die eigene Verwaltung ein. Jeder studentischen Nachhilfe-Initiative, jedem Studenten, der sich als Partyorganisator etwas dazuverdienen möchte, und jedem studentischen Verein werden Hürden in den Weg gestellt, und seitens der HSG-Verwaltung (zu der auch der politische Arm der Studenten, die sogenannte Studentenschaft, gehört) werden Konkurrenzangebote aufgebaut, welche die Einzelinitiativen verdrängen.

Wenn diese Entwicklungen weitergehen, dann nützen auch die in vielen Fachdisziplinen hervorragenden akademischen Leistungen nichts mehr. Die HSG wertet sich ab zu einer ganz normalen Universität. Dass die Uni aus eigener Kraft die Umkehr schafft, ist zweifelhaft. Das politische Umfeld und die personelle Zusammensetzung der Universität lassen kaum Spielräume dafür.

Die einzige Kraft mit genügend Einfluss, um Gegensteuer zu geben, sind die Ehemaligen. Sie haben alles Interesse, dass die HSG in Zukunft wieder zu einem Leuchtturm der liberalen Marktwirtschaft wird. Als Staatsbetrieb ist das ausgeschlossen. Die HSG sollte unter der Federführung gewichtiger Ehemaliger privatisiert werden. ○



Wehklagen: Proteste gegen höhere Studiengebühren am 8. Mai in St. Gallen.



Unbezahlbares im Preis inbegriffen: Hotel «Walther» in Pontresina.

Hoteliers, die es richtig machen

Etliche Schweizer Hotel-Chefs jammern, der starke Franken und unbotmässige Politiker vertreiben ihre Gäste. Es gibt aber auch die andern, die mit Kreativität und Kampfgeist in harten Zeiten erfolgreich sind.
Von René Lüchinger

Nun klagen sie wieder, die Schweizer Hoteliers. Der starke Franken vertreibe die Gäste aus dem Ausland. Der schwache Euro locke die Schweizer ins Ausland. «Für die Hotellerie ist's eng», titelte kürzlich das Fachblatt *Hotel Revue* über die Befindlichkeit der Branche; «von allen Seiten unter Druck», urteilte die *Neue Zürcher Zeitung*; «2012 wird sehr schwierig», notierte die *NZZ am Sonntag*.

In der kollektiven Depression gibt es immer vermeintlich Schuldige, auf die Touristiker ohne Feuer im Herzen mit ihrem Anklagefinger zeigen können. Auf UBS-Chef Sergio Ermotti etwa, der im Zusammenhang mit der grassierenden Finanz- und Schuldenkrise von einem «Wirtschaftskrieg gegen die Schweiz» spricht. Auf SVP-Nationalrätin Natalie Rickli, von der der Ausspruch stammt, es gebe zu viele Deutsche im Land. Alles «regelrecht fremdenfeindlich», urteilt der Walliser Tourismus-

Direktor Urs Zenhäusern, schlecht für das Image der Schweiz, und dies vertreibe die ausländischen Touristen.

Die Schuldzuweisungen greifen zu kurz. Natürlich existieren Schwierigkeiten in der Schweizer Hotellerie. Stolze Lebensmittelpreise oder gegenüber dem Tourismusland Österreich wesentlich höhere Personalkosten sind von jeher Rahmenbedingungen, in denen sich die Branche hierzulande zu bewegen hat. Doch trotz Kriegen und Krisen ist der Schweizer Tourismus im vergangenen Jahrhundert zur drittgrössten Exportindustrie des Landes emporgewachsen, die einen jährlichen Umsatz von 32 Milliarden Franken, eine Wertschöpfung von 14,8 Milliarden erwirtschaftet und rund 220 000 Voll- und Teilzeitstellen generiert. Mit Lamentieren ist all dies nicht zu halten. Sondern mit dem «gesunden Selbstbewusstsein in die Qualität des Produkts und die

nie nachlassende Kreativität unserer Schweizer Hoteliers», wie Guglielmo L. Brentel das nennt – als Präsident des Branchenverbandes *Hotelleries Suisse* ist er gewissermassen der oberste Hotelier im Land. Wohltuend, dass er Kampfgeist verströmt. Wohltuend auch, dass es in der Berg- und Stadthotellerie noch genügend stolze Hoteliers gibt, die das genauso sehen, wie fünf exemplarische Beispiele eindrücklich aufzeigen.

«Schweizerhof», Lenzerheide — Ein Bild, das mehr sagt als tausend Worte. Er, ein Mittfünfziger von endlos langer, hagerer Gestalt, blickt lächelnd in die Linse. Sie, mit peppiger Kurzhaarfrisur, im Business-Look, ebenso. So wurden Andreas und Claudia Züllig im Februar vergangenen Jahres vom Fachblatt *Hotelier* optisch in Szene gesetzt. Der Anlass: Die beiden gehören zu den «erfolgreichsten



Fokus auf Osteuropa und den Mittleren Osten: «Grand Resort Bad Ragaz».



«Qualität um jeden Preis»: «Baur au Lac», Zürich.



Mehr Stammgäste: «Schweizerhof», Lenzerheide.



«Hohe betriebswirtschaftliche Kompetenz»: «Schweizerhof», Bern.

Hotel-Unternehmern» im Land und haben aus dem verstaubten, defizitären Viersternehotel «Schweizerhof» im bündnerischen Lenzerheide «ein profitables, modernes Ferien- und Wellnesshotel gemacht», urteilte das Fachblatt. Das produzierte offensichtlich gute Laune. Zumindest damals noch, vor fünfzehn Monaten, als die Krise in der Schweizer Hotellerie zwar schon fühlbar, aber im Vergleich zu heute noch in Wolle gefärbt war.

«Es ist nicht die erste Krise, die wir als Hoteliers erleben», sagt Andreas Züllig heute, «aber die Heftigkeit und die Schnelligkeit, mit der sie sich seit August 2011 ausbereitet, sind singulär.» Die Gäste reagierten sofort. Niederländer oder Deutsche, die im «Schweizerhof» zu nächtigen pflegten, blieben wegen des starken Frankens teilweise plötzlich weg. Die Schweizer, die im Hotel traditionell das Gros der Gäste stellen, drohen wegen des schwachen Euros im grossen Stil nach Österreich abzuwandern. Nicht weil den Zülligs plötzlich die Gastfreundschaft abhanden gekommen wäre. Sondern weil sie hoffen, im Nachbarland zu rund einem Fünftel billiger die gleiche Qualität zu erhalten.

Wo der Preis alles ist, ist dagegen wohl kein Kraut gewachsen. Andreas Züllig lässt solchen Defaitismus nicht gelten. Ein Schweizer Hote-

lier, der noch einen Funken Berufsstolz im Leib verspürt, nimmt den Kampf gegen die ewigen Unwägbarkeiten der Konjunktur auf, die hierzulande seit jeher die Besten im Tourismus auf Trab halten. Ein guter Hotelier hält sein Haus in Schuss, investiert kontinuierlich und finanziert mit Fantasie. So wie das die Zülligs gemacht haben, als sie Anfang der neunziger Jahre den «Schweizerhof» zu guten Konditionen aus der Konkursmasse eines Spekulanten übernehmen konnten. Die ersten zehn Millionen Franken investierten sie mit Bankkrediten und Eigenkapital, die nächsten zwanzig Millionen Jahre später, indem sie eine bestehende Tennis-halle abbrachen und dort ein neues Hotel samt sechs Eigentumswohnungen hochzogen. «Es wurde somit keine jungfräuliche Wiese verbaut, und die Wohnung finanzierte uns teilweise das neue Hotel», meint Züllig, «dieses Finanzierungsmodell ist nach der Annahme der Zweitwohnungs-Initiative allerdings nicht mehr möglich.»

Daraus wuchs bis heute ein Vier-Sterne-Superior-Hotel mit 190 Gästebetten, einem grosszügigen Wellnessbereich samt Hamam und Seminarräumen für maximal hundert Personen – ein Hotel also, das neuzeitlichen Anforderungen entspricht, das nun mit der richtigen Partitur bespielt werden muss. Zuvorderst

steht für Züllig «der Hotelier ohne Kompromisse. Dienstleistungen und Preis/Leistung dulden keine Abstriche», sagt er, «und keine Subventionen vom Staat. Die machen träge.» Dann braucht es Erlebnisse für den Gast. Im «Schweizerhof» in Lenzerheide sind dies etwa spezielle Kinderprogramme, ein wöchentlicher Treff mit Bäuerinnen aus der Region, bei dem diese ihre Naturprodukte anbieten, oder spezielle Büchermessen für die Leseratten unter den Gästen. «Die Natur und der Berg», sagt Züllig, «sind gottgegeben. Was der Hotelier sonst noch für seine Gäste zustande bringt, hat er selber in der Hand.» In seinem Fall mit Erfolg – die Zahl der Stammgäste hat er jedenfalls trotz Krise leicht steigern können.

«Baur au Lac», Zürich — Das «Baur au Lac» an bester Zürcher Lage bedeutet über eineinhalb Jahrhunderte erfolgreiche Hotelgeschichte und auch sechs Jahrzehnte unter dem Direktorium der Hoteliersfamilie Rey. Zunächst, ab 1954, leitete Georges Rey das Haus, ein Grossneffe der Hotellegende César Ritz, seit 1983 tut dies dessen Sohn Michel Rey. Wer so lange als Hotelier bestanden hat, ist krisenerprobt und selbstbewusst. «Wir machen kein Preisdumping, sondern pflegen die Werterhaltung unseres Produkts», sagt Michel Rey. Das ist sein ers-

«Preisnachlässe sind trügerisch»

Jan Brucker, Präsident der Swiss Deluxe Hotels, fordert bessere Rahmenbedingungen für die Branche.



«Abbau von Regulierungen»: Brucker.

Wie ist die aktuelle Stimmung unter Ihren Mitgliedern?

Mit einem konsolidierten Umsatz von knapp 1,5 Milliarden Franken, was einem leichten Rückgang von 3 Prozent entspricht, vermochten die Swiss Deluxe Hotels (SDH) das Jahr 2011 verhältnismässig gut abzuschliessen. Nachdem die Wintersaison für unsere Mitglieder-Häuser in den Bergen ebenfalls den Umständen entsprechend gut verlaufen ist, bestand innerhalb der SDH bislang kein Grund zum Katzenjammer.

Wie präsentiert sich angesichts der Krise in der Hotellerie die Geschäftslage bei Ihren Mitgliedern? Und welche Entwicklung erwarten Sie für die Sommersaison?

Die Stimmung droht mittlerweile zu kippen, da sich die Situation in den vergangenen Wochen zugespitzt hat. Die Stadthotellerie, welche ausserhalb der Romandie von der Krise bislang weitestgehend verschont geblieben ist, weist seit März ebenfalls rückläufige Logiernächtezahlen aus; für den Sommer dürfte deshalb wohl kaum mit einem Aufschwung zu rechnen sein. Entscheidend wird sein, wie sich die abnehmenden Buchungszahlen aus dem Euro-Raum, insbesondere aus dem für

die SDH wichtigsten Auslandmarkt Deutschland, in den kommenden Monaten weiterentwickeln werden.

Sind Preisnachlässe für Sie ein Thema?

Preisnachlässe sind trügerisch und kein Rezept, um die Krise zu bewältigen. Unsere Produkte haben ihren Preis und ihren Wert. Es ist unglaublich, diese plötzlich zu einem reduzierten Preis anzubieten. Der Kunde würde kaum verstehen, wenn dann im Aufschwung auch die Preise wieder steigen würden.

Erwarten oder fordern Sie staatliche Hilfen, beispielsweise eine vorübergehende Reduktion des Mehrwertsteuersatzes?

Bei Milliardensummen staatlicher Subvention für die Landwirtschaft und nur gerade knapp sechzig Millionen Franken für den Tourismus, der gleichzeitig insgesamt mehr Arbeitsstellen schafft, darf man diese Frage durchaus stellen. Denn der Tourismus ist ein wichtiges Marketinginstrument für die Schweiz im Allgemeinen. Da müsste in Bern mehr gemacht werden, wie beispielsweise beim Abbau von Regulierungen im Handels- und im Arbeitsmarkt oder beim Einheitssatz der Mehrwertsteuer.

Sie sind auch General Manager des «Widder Hotel» in Zürich, welches sich stark auf Businesskunden ausrichtet.

Wie wirkt sich hier die Krise aus?

Wie erwähnt hat die Krise auch die Stadthotellerie erreicht. Auch wir im «Widder Hotel» haben Rückgänge bei den Logiernächtezahlen hinnehmen müssen. Insbesondere die Suiten lassen sich zusehends schwer verkaufen. Die Gäste sind kostensensibler geworden und buchen weniger Zusatzleistungen.

Sehen Sie ein grosses Hotelsterben in der Schweiz?

Es wird zu einer weiteren Bereinigung auf dem Schweizer Hotelmarkt kommen – allerdings weniger in der Erstklass- bzw. Luxushotellerie. Es gilt jedoch die Tatsache, dass diejenigen, welche die letzten Jahre ihre «Hausaufgaben» gemacht haben, ihre Eigenmittel für Investitionen und Erneuerungen ihrer Infrastruktur eingesetzt und in die Service- und Dienstleistungsqualität, aber auch in die Weiterbildung und in die Förderung ihres Personals investiert haben, am Ende gestärkt aus der Krise hervorgehen werden. René Lüchinger

tes Rezept gegen die Krise. «Qualität um jeden Preis», lautet das zweite, und dies erlaubt auch keinen kurzfristig kostenreduzierenden Personalabbau. Solch kurzfristige Optik ist mit der Philosophie eines «Baur au Lac» schlicht nicht vereinbar. Die «totale Rolle des Gastgebers», wie Michel Rey das nennt, gilt es stattdessen von allen Angestellten täglich mit Leben zu füllen. Dazu gehört auch die tägliche Auswertung von Gäste-Feedbacks.

Dennoch macht die Krise natürlich auch vor der Pforte dieses traditionsreichen Hotels nicht halt. «Noch nie», sagt Michel Rey, «habe ich einen derart schwachen Jahresbeginn erlebt.» Aber auch dieser Befund ist differenziert zu betrachten. Die Gästezahlen aus den USA oder Kanada sind angesichts des seit geraumer Zeit schwächelnden Dollars seit Jahren rückläufig. Aus Deutschland kommen die Stammgäste zwar nach wie vor, aber sie bleiben mitunter weniger lange im Hause. Dafür frequentieren Gäste aus den sogenannten BRIC-Staaten Brasilien, Russland, Indien oder China das «Baur au Lac» immer häufiger. Das ist wohl die ewig neue und doch stets gleichbleibende Erfahrung eines jeden Hoteliers: Gästeströme mögen sich wandeln, der Gastgeber aber muss sich darauf einstellen und seinem Produkt jenseits jeder Veränderung Sorge tragen. «Deshalb», sagt Michel Rey, «bin ich auch nicht pessimistisch, sondern wie immer realistisch und auch kämpferisch.» Das gehört zu einem selbstbewussten Hotelier einfach dazu.

«Grand Resort Bad Ragaz», Bad Ragaz — Peter P. Tschirky ist ein grossgewachsener St. Galler Oberländer, und wenn er spricht, sprudeln die Worte nur so aus ihm heraus. Es ist die Leidenschaft des Hoteliers, die seinen Sätzen Tempo gibt. «Als im vergangenen Jahr offensichtlich wurde, dass die traditionellen Gäste aus Deutschland und teilweise auch aus der Schweiz zunehmend ausblieben, haben wir uns sofort auf andere Märkte fokussiert», sagt Tschirky, «insbesondere in Osteuropa und im Mittleren Osten. Das hat im laufenden Jahr die Ausfälle bereits teilweise wieder kompensiert.»

Die Welt als Markt: Das ist Tschirky nicht fremd. Bevor er vor sechs Jahren im «Grand Resort» angeheuert hatte, war er im internationalen Hotelbusiness der Sheraton- oder Hilton-Gruppe aktiv gewesen. Dass auch das «Grand Resort» nicht erst seit der aktuellen Wirtschaftskrise seine Gäste global rekrutieren muss, kommt nicht von ungefähr. Mehrheitsaktionär Thomas Schmidheiny und sein Präsident Willy Kissling hatten das Resort in den vergangenen Jahren mit grossen Investments zu einer weltweit führenden Adresse der Schweizer Hotellerie ausgebaut. Die Klientel, die diese anspricht, ist naturgemäss global, und dort sieht Peter Tschirky auch die Zukunft für sein Haus. Seit einem Jahr wird der Markt

in Schanghai intensiv bearbeitet, in Indien ist eine Vermarktungsagentur exklusiv für das Resort tätig. «Die Herkunft der Gäste verschiebt sich», sagt Tschirky, «und dem müssen auch unsere Mitarbeiter Rechnung tragen.» Ein protestantischer Europäer sitzt dann plötzlich neben einem Hindu aus Indien, neben einem muslimischen Araber. Das erfordert eine ganz andere Ansprache der Gäste, eine kulturelle Sensibilität und ein teilweise verändertes Angebot für die Gäste.

Tschirky erwähnt ein typisches Beispiel. «Gäste aus Osteuropa oder aus dem Mittleren Osten legen besonderen Wert auf eine reine Haut oder auf die Gewichtskontrolle», sagt er, «wir haben deshalb unser Angebot der präventiven und pflegenden Dermatologie massiv ausgebaut.» Diese sich wandelnden Bedürfnisse einer exklusiven Klientel gilt es zu erkennen. Dabei aber nicht zu verlernen, was den begnadeten Hotelier ausmacht: die hervorragende Gastfreundschaft, die dem Gast ein Ferien- und Aufenthaltserlebnis beschert, das mehr wiegt als jeder Preis.

«Hotel Walther», Pontresina — Wenn die Saison beginnt, hat der erste Akt im Hotel Tradition: Dann wird auf dem Türmchen die Schweizer Flagge gehisst. Zeichen dafür, dass die Hoteliersfamilie Walther im gleichnamigen Vier-Sterne-Superior-Hotel wieder Gäste empfängt. Seit über hundert Jahren tut sie das im bündnerischen Pontresina, derzeit Thomas Walther zusammen mit seiner Frau Anne-Rose. Jeder zweite Gast im Hause stammt aus dem EU-Raum, und so verwundert es nicht, dass das Hotel von der Euro-Schwäche «absolut betroffen ist», wie Thomas Walther sagt. Aber deshalb verzagen? Das verbietet der Stolz des Hoteliers. «Keine staatlichen Subventionen und kein Gejammer», meint Walther und fordert stattdessen von den professionellen Gastgebern Kreativität gegen die Krise.

Und er ging mit gutem Beispiel voran, erfand ein neues Angebot für die treuesten unter seinen Kunden, für das auch das Hotelpersonal Hand anlegen darf: Sogenannte Stammgäste-Wochen sind dies, bei denen Unbezahlbares im Preis inbegriffen ist. Ein Cocktailkurs mit dem Chef de Bar, ein Gang durch den Weinkeller mit dem Maître d'Hôtel, ein Kochevent mit dem Chef de Cuisine. Das Hotel mutiert so zur Kulisse für die kulinarisch-gastronomische Entdeckungsreise, erlaubt dem Stammgast den Blick hinter die Kulissen seines Lieblingshotels. Innert weniger Tage gab es bereits knapp drei Dutzend Anmeldungen. Ähnlich innovativ: Ab kommendem Sommer gibt es bei «Walther» Facebook-Kurse «für junggebliebene Surfer und interessierte Geniesser», wie es in der Ausschreibung heisst.

Ähnlich kreativ geht Thomas Walther auch die Wintersaison 2012/13 an. Da sass er neulich mit dem Präsidenten der Oberengadiner Berg-

bahnen an einem Tisch, und die beiden Männer streckten die Köpfe zusammen, um zu erforschen, wie sie gemeinsam einen Mehrwert für den Gast erzeugen können. Das Resultat: In der nächsten Schneesaison gibt es den Skipass für pauschal 25 Franken, und praktisch alle Hoteliers im Oberengadin machen mit. Nach einem austarierten Verteilungsschlüssel werden die Mehrkosten auf sämtliche Beteiligten überwältigt, und für Thomas Walther liegt es auf der Hand, dass diese Aktion neue Gäste anlocken wird. «Meines Wissens ist dies ein Novum in den Alpen und macht das Skifahren auch für Familien wieder attraktiv.» Das ist die Kreativität, die Walther meint.

«Schweizerhof», Bern — Als die Krise im Juni 2011 schon in voller Blüte stand, stieg in Bern die «Grand Opening Night» der Wiedereröffnung des traditionellen «Schweizerhofs», und Tout-Bern war da, sogar das «Berner Meitschi» Ursula Andress. Sechs lange Jahre war Berns Nobelherberge geschlossen. Dann kamen vorwärtsblickende Investoren aus Katar, investierten 45 Millionen Franken und hauchten dem Hotel mit Geschichte neues Leben ein. Nun gibt es dort 99 Zimmer, die von 120 Mitarbeitern mit höchstem Schweizer Hotellerie-Standard betrieben werden.

«Klar war der Markteintritt in der Krise nicht einfach», sagt Hoteldirektor Michael Thomann, «aber auch kein Grund, die Herausforderung nicht zu meistern.» Es sind die grossen Dinge, die, wie Thomann sagt, in dieser Situation den Erfolg bringen. Die Vermählung der alten Grandezza des Hauses mit dem modernen Design der Neuzeit. Der *urban spa*, wie er in Stadthotels nicht oft zu finden ist. Und es sind die kleinen Dinge, die schliesslich den Unterschied ausmachen. Eine motivierte Crew, für die der Direktor an Firmenfesten schon mal den DJ macht. Das Bier oder das Wasser, welches für den Gast ohne Aufpreis in der Minibar steht. Und es ist die Lage im Herzen der Schweiz, im Zentrum der Hauptstadt, welche es dem Gast erlaubt, an einem Tag praktisch jeden Winkel der Schweiz zu Gesicht zu bekommen. Und wenn Michael Thomann über den idealen Schweizer Hotelier räsoniert, skizziert er drei Eigenschaften, ohne die nichts geht. Erstens: Es braucht Leidenschaft und Passion für diesen Beruf. Zweitens: Es braucht eine hohe Kompetenz in allen betriebswirtschaftlichen Belangen. Drittens: Es braucht eine hohe Sozialkompetenz gegenüber Gästen und Mitarbeitern.

«Ein Hotelier muss zuhören können», sagt er. Anfügen liesse sich: Wer zuhört, spricht weniger und verschwendet keine Kraft für das Lamento über mitunter widrige Zeitläufe. Sondern erfährt Neues über seine Gäste und deren Wünsche. Wer solche Gastfreundschaft erlebt, kehrt mit einiger Sicherheit an diesen Ort der gelebten Gastfreundschaft zurück. ○

Reisen

Hotel-Pioniere

Die Geschichte des Schweizer Tourismus ist voller grosser Leistungen.



Johannes Badrutt.

Ein Winter im Hotel auf über 1800 Meter über Meer in St. Moritz? Die Briten waren skeptisch, als ihnen der später im «Palace» legendär gewordene Hotelier Johannes Badrutt (1819–1889) exakt dies vorschlug. Ein

Winter an der Sonne in seinem Hotel sei viel angenehmer als das nasse Grau in London, behauptete er im Spätherbst 1864, und wer's nicht glaube, solle es versuchen. Die Briten waren sportlich, nahmen die Wette an und erlebten einen traumhaften Winter in den Bündner Bergen. Es ist dies die Erfindung des Wintertourismus in der Schweiz.

In Brig flog César Ritz (1850–1918) aus der Kellnerlehre, und der Patron meinte zum Jüngling: «Aus dir wird nie etwas in



César Ritz.

der Hotellerie. Dafür braucht es eine gewisse Begabung.» Nun, César Ritz hatte mit Sicherheit mehr Begabung als sein Lehrmeister. Der Walliser setzte früh auf Komfort für den Gast, führte private Badewannen oder Zimmertele-

fone ein und wurde so zum Synonym der Schweizer Luxus-Hotellerie – in London oder Paris tragen Grandhotels seit der Gründerzeit noch immer seinen Namen.

Der Obwaldner Franz Josef Bucher (1834–1906) kaufte 1871 die Trittalp auf dem Bürgenstock, erstellte dort das Grandhotel «Bürgenstock» und baute nebenbei die Standseilbahn auf den Bürgenstock und gründete auch die Schweizerische Hotelgesellschaft. Grosse Erstklasshotels gehen auf die Initiative Buchers zurück – so etwa das «Palace» in Mailand, das «Palace» in Luzern oder das «Semiramis» in



Franz Josef Bucher.

Kairo. René Lüchinger

«Gefährlicher Tabubruch»

Der Schweizer Ökonom Aymo Brunetti, Euro-Skeptiker, warnt vor einem Austritt Griechenlands aus der Währungsunion. So ein Schritt könne verheerende Folgen haben: für Griechenland ohnehin, vor allem aber für das noch immer unterkapitalisierte europäische Bankensystem und die Schweiz. *Von Roger Köppel*

Letzte Woche musste Spanien entwarnen, es gebe keinen Sturm auf die Banken. In Griechenland sollen die Leute gleich massenhaft ihr Geld abheben. Wie gross ist die Gefahr, dass wir bald einen Bankensturm erleben?

Wir beobachten bereits einen schleichen- den Sturm auf die Banken. Ich war positiv überrascht, dass viele Griechen nicht schon früher ihr Geld abhoben.

Was steckt dahinter?

Die Griechen haben, ganz vernünftig, die Befürchtung, dass man eine hochwertige Währung (Euro) in eine Billigwährung (Drachme) verwandeln könnte. Sie bringen ihr Geld in Sicherheit.

In Spanien scheinen andere Gründe zu wirken.

Ja, dort haben die Leute eher das Gefühl, die Banken könnten zusammenbrechen aufgrund eines nicht bewältigten Immobilienbooms. Es drohen Abwertungen von 20 bis 30 Prozent; ob dies das Bankensystem ohne Hilfe überleben wird, ist höchst fraglich.

Wird aus den beiden Einzelereignissen ein Flächenbrand, der das europäische Bankensystem zum Einsturz bringt?

Dramatische Szenarien sind denkbar. Man muss Gegenmassnahmen ergreifen.

Was ist schlimmer: Spanien oder Griechenland?

Bis vor kurzem hätte ich Spanien für beunruhigender gehalten. Heute macht mir Griechenland unmittelbar mehr Sorgen. Der Grund: Ein Zusammenbruch Griechenlands beziehungsweise ein Austritt aus der Währungsunion könnte die Euro-Zone in einem Mass anstecken, das unterschätzt wird.

Während man den Eindruck gewinnt, die EU bereite sich auf einen Euro-Austritt Griechenlands vor, schlagen Sie genau bei diesem Szenario Alarm.

Die in gewissen Kommentaren etwas saloppe Inkaufnahme eines Euro-Austritts von Griechenland finde ich äusserst besorgniserregend. Denn: Es wäre ein gefährliches Abenteuer, sollte sich Griechenland aus dem Euro verabschieden. Es wäre ein Tabubruch. Stellen Sie sich vor, wie nach einem Griechenland-Austritt der durchschnittliche portugiesische Bankkunde denken würde. Er müsste davon ausgehen, dass auch sein Land aus dem Euro austreten könnte, und folglich würde



«Innert kürzester Zeit hätte Griechenland eine Hyperinflation.»

er seine Euros abheben. Es gäbe somit die reale Gefahr eines Bankensturms in Portugal – und was ist dann mit Spanien? Zusammengefasst: Ein Austritt Griechenlands aus dem Euro gefährdet das gesamte, noch immer unterkapitalisierte europäische Bankensystem.

Die EU beteuert, man könne Griechenland einhegen. Ein Übergreifen der Unsicherheit gebe es nicht.

Ich erachte dies primär als strategische Aussagen. Die EU kann ja nicht erklären, Griechenland würde unter allen Umständen gerettet. So würde der Anreiz für die Griechen zerstört, ihre Finanzen in Ordnung zu bringen. Indem die EU signalisiert, ein Euro-Austritt sei machbar, setzt sie in Griechenland Reformdruck auf.

Was würde in Griechenland passieren nach Wiedereinführung der Drachme?

Es wäre eine Katastrophe. Wie soll sich etwa der griechische Staat dann finanzieren? Der praktisch unvermeidbare Zusammenbruch des Bankensystems würde die Rezession deutlich verstärken und damit die Steuereinnahmen weiter reduzieren. Auf dem Kapitalmarkt bekommen die Griechen dann kaum mehr etwas. Da sie wieder eine eigene Zentralbank hätten, wären sie folglich wohl gezwungen, die Geldpresse anzuwerfen. Innert kürzester Zeit hätte Griechenland eine Hyperinflation.

Was empfehlen Sie?

Entscheidend ist die Stabilisierung der Banken! Die Zentralbanken müssen die Banken weiterhin mit genügend Liquidität versorgen, damit kein Zusammenbruch des Finanzsystems eintritt. Man kauft sich Zeit, um eine langwierige Entschuldung der Staaten abzufedern und die Rekapitalisierung

der Banken zu ermöglichen. Schlechte Wachstumsraten für einige Jahre werden die unvermeidliche Folge sein.

In Ihrem Buch über Wirtschaftskrisen fordern Sie eine stärkere Integration Europas.

Wohlverstanden: Ich war als Ökonom gegen die Einführung des Euro. Aber heute wäre es mit enormen Kosten verbunden, die Übung abzubrechen. Es ist wohl einfacher, einen Krieg zu beenden, als die alten Währungen wieder einzuführen.

Warum?

Nehmen Sie Griechenland: Niemand würde die Drachmen haben wollen. Wer ist bereit, eine Währung anzunehmen, die nur eingeführt wird, um sie kolossal abzuwerten? Zudem würde der Euro ja weiterbestehen.

Wenn der Austritt kein Weg ist, was dann?

Es braucht neben der Gemeinschaftswährung auch eine gemeinsame Fiskalpolitik und einen Finanzausgleich, wie wir das etwa in der Schweiz kennen.

Ihre Analyse beunruhigt: Einerseits war die Euro-Einführung ein Fehler, andererseits bleibt uns nichts anderes übrig, als den Euro aufrechtzuerhalten.

Wenn Sie die Währungsunion mit einer gemeinsamen Finanzpolitik ergänzen, kann es funktionieren..

Sind Euro-Bonds ein Instrument zu der von Ihnen geforderten Integration?

Das Risiko bei gemeinsamen Staatsanleihen besteht darin, dass die Schuldenstaaten sich wieder billiger verschulden können und das ganze Problem wieder von vorne beginnt. Deshalb sollten Euro-Bonds eher der letzte Schritt einer stärkeren fiskalpolitischen Integration sein.

Spätestens seit der Wahl François Hollandes zum französischen Präsidenten regt sich massive Kritik an der Sparpolitik, an der «Austeritätspolitik» in Europa, wie sie von Deutschland gefordert wird.

Die Kritik ist berechtigt. Politisch mag die Sparpolitik aus deutscher Sicht nachvollziehbar sein, aber aus ökonomischer Sicht ist der Zeitpunkt falsch. In Wirtschaftskrisen sollte der Staat die Nachfrage nicht zusätzlich mindern – allerdings muss er dann aber in guten Zeiten die in der Rezession entstandenen Schulden wieder abbauen. Weil das in der EU nicht passierte, wollen die Deutschen heute verständlicherweise, bevor sie Kredite und Rettungsschirme finanzieren, bei den Schuldenstaaten zuerst die Bereitschaft zum Schuldenabbau sehen.

Müssen die Staaten aufhören zu sparen?

Nein, aber man muss ihnen mehr Zeit geben, die Schulden abzubauen. Es ist fahrlässig, von Ländern, die tief in einer Rezes-

sion stecken, gravierende Einschnitte zu verlangen. Was die EU braucht, sind Schuldenbremsen. Schuldenbremse bedeutet: In Krisen muss nicht gespart, in guten Zeiten aber müssen die Schulden abgebaut werden. Die EU bewegt sich auf diese Lösung zu.

Alle reden von Wachstumspolitik. Was muss der Staat tun, damit echtes Wachstum entsteht?

Ein gutes Beispiel waren die Arbeitsmarktreformen von Ex-Kanzler Schröder in Deutschland. Schröder liberalisierte den Arbeitsmarkt und schuf die Voraussetzung für sinkende Arbeitslosigkeit, sogar während der Finanzkrise. Die Länder, die heute in den grössten Schwierigkeiten stecken – Spanien, Griechenland, Portugal –, haben die unflexibelsten Arbeitsmärkte. Positiv ausgedrückt, schlummert in ihren Arbeitsmärkten ein gewaltiges langfristiges Wachstumspotenzial und erst noch gleichzeitig die Chance, der deprimierenden Jugendarbeitslosigkeit beizukommen – um das zu nutzen, braucht es aber weitreichende Anpassungen in der Regulierung dieser Märkte.



Wirtschaftsprofessor Brunetti.

Was halten Sie von einer Finanztransaktionssteuer, mit deren Erträgen die Nachfrage stimuliert werden soll?

Wenig. Wenn eine solche Steuer nicht global erhoben wird, verlagern sich zahlreiche Geschäfte in andere Kontinente, und damit verschwindet die Steuerbasis. Eine globale Einigung in dieser Frage kann man aber momentan vergessen. Zudem scheint es mir viel dringlicher, die Banken krisenresistenter zu machen, indem deutlich weiter gehende Kapitalanforderungen durchgesetzt werden, und das wird politisch noch schwieriger, wenn man sie an anderer Stelle substanzial zusätzlich belastet.

Obwohl Abermilliarden ins Finanzsystem gepumpt wurden, gilt die Inflationsgefahr weiterhin als gering. Warum?

Weil die Banken das ihnen geliehene Geld bei sich behalten. Sie stehen unter Stress und

wollen über genügend Liquidität verfügen, weil es nicht sicher ist, ob ihnen andere Banken Geld ausleihen. Unter normalen Umständen wäre diese Liquidität längst im Wirtschaftskreislauf. Weil aber die Banken unter Druck sind, sitzen sie absichtlich auf ihren Beständen, auch wenn sie damit kaum Geld verdienen. Das Geld ist ihr Sicherheitskissen. Kurzfristig grösser als die Inflationsgefahr ist meines Erachtens die Blasen-gefahr. Die Banken legen ihr Geld in Wertschriften an, oder aber sie befeuern die Nachfrage nach Immobilien in gewissen Ländern, was die Preise hochtreibt.

Was können Sie einem Schweizer raten, wie er im aktuellen Krisenumfeld sein Geld anlegen soll?

Alle Anlageklassen haben momentan ihre Tücken, weshalb man wohl mit Diversifizierung noch am besten fährt.

Was ist das grösste Risiko für die Schweiz?

Der Franken. Weil die Schweiz so gut funktioniert, ist sie aus Sicht vieler Anleger zu einer Art Insel der Glückseligen geworden, was dazu führt, dass der Franken zur Fluchtwährung wird. Man kann das mit Gold vergleichen. Die Leute drängen dorthin, wo sie Sicherheit vermuten. Wenn die Nationalbank durch die Frankenuntergrenze nicht Gegensteuer geben würde, kollabierte wohl unsere Exportwirtschaft. Es gäbe eine Art Frankenblase. Die Festlegung der Untergrenze war die wichtigste wirtschaftspolitische Entscheidung der letzten Jahre.

Was würde eine europäische Bankenkrise für die Schweiz bedeuten?

Wir hätten ein massives Problem. Auch unsere Banken wären wohl zu schwach kapitalisiert, um eine schwere europäische Bankenkrise unbeschadet zu überstehen.

Stehen wir am Anfang einer neuen grossen Rezession?

Geht alles gut, so sind die konjunkturellen Aussichten nicht so schlecht, aber das Risiko einer schweren Krise ist sehr gross. Die Staaten müssen kostspielige Massnahmen ergreifen, um einen Absturz abzuwenden. Noch geschieht dies, aber wenn der Wille nachlässt, geht es bergab. Kurzfristig muss alles unternommen werden, um einen Flächenbrand im Bankensystem zu verhindern. Mittel- bis längerfristig müssen die Staaten Schulden abbauen und Massnahmen zur Stärkung des Trendwachstums vorantreiben.

Was ist die erfreulichste wirtschaftspolitische Nachricht aus letzter Zeit?

Global: Eine zweite grosse Depression konnte bisher verhindert werden. Und lokal: Die Schweiz steht gut da. Noch vor zehn Jahren hatten wir Wachstumsprobleme im Vergleich mit anderen Ländern, heute ist davon kaum mehr die Rede. Das Land hat sich in den letzten Jahren wirtschaftlich verbessert. ○



«Kassenwart der Apokalypse»: Ökonom und Bestseller-Autor Sarrazin.

Der Brandstifter und die Feuerwehr

Die gespielte Empörung über Thilo Sarrazins neues Buch war schon gross, bevor die Rezensenten das Werk überhaupt gelesen hatten. Wer sich durch die 462 Seiten über den Euro quält, stösst zwar auf viel Interessantes, aber einen Lösungsvorschlag bleibt der Erfolgsautor schuldig. *Von Kurt Pelda*

Ein biederer Brandstifter sei er, der gefährliche Ressentiments bediene, schrieb der *Stern* kürzlich über Thilo Sarrazin, den Erfolgsautor von «Deutschland schafft sich ab». Und *Zeit* online bezeichnete den umstrittenen Rechthaber als «Kassenwart der Apokalypse». Anlass für solch gehässige Worte ist Sarrazins jüngstes Buch mit dem angeblich so kontroversen Titel «Europa braucht den Euro nicht». Und welche Ressentiments bedient dieser «rhetorische Brandbeschleuniger», bei dem laut *Stern* Wahn und Intelligenz eng beieinanderliegen? Ängste vor Überfremdung und vor Ausplünderung der Staatskassen, lautet die simple Antwort.

In «Europa braucht den Euro nicht» geht es nicht um Migration und bildungsferne Schichten wie in Sarrazins erstem Bestseller, sondern um die Mechanik von Währungen, internationalem Handel und Staatsverschuldung. Viele Politiker in Euro-Land glaubten,

sich über diese Gesetzmässigkeiten hinwegsetzen zu können. Die Folgen sind bekannt. Trotzdem malen die *Stern*-Autoren auf sage und schreibe elf Seiten den Teufel an die Wand. Statt die für das Euro-Debakel Verantwortlichen zu benennen, wird da von der Angst gefaselt, die Deutschen seien verführbar, und es brauche nur einen von Sarrazins Schlag, um sie politisch zu entflammen. Als ob die Bundesrepublik unter Angela Merkel vergleichbar wäre mit der Weimarer Republik.

Sarrazin: Bekennender Europäer

Hätten die Journalisten das Buch wirklich gelesen, wäre ihre Empörung vielleicht ausgeblieben. Rückblicke auf die Vorgeschichte der Währungsunion und auf die Fehler, die damals gemacht wurden, lassen die ach so verführbaren Deutschen wohl eher kalt. Tabellen zu Wechselkursen und zu Aussenhandels-

bilanzen sind ausserdem weit weniger kontrovers als Menüpläne, mit denen Sarrazin in seinem ersten Verkaufsschlager zeigen wollte, wie sich Hartz-IV-Empfänger mit vier Euro problemlos je drei Mahlzeiten pro Tag auf den Tisch zaubern können. Abhandlungen über die Wirkung der Geldpolitik schüren kaum Emotionen, Warnungen vor der Verdünnung des vererbten intellektuellen Potenzials durch Einwanderung bildungsferner Ausländer allerdings schon.

Bevor Sarrazins jüngstes Werk überhaupt auf dem Markt war, lieferten die selbsternannten Feuerwehrleute in der Hamburger *Stern*-Redaktion «Deutschlands biederstem Populisten» eine Steilvorlage, damit sich dessen über weite Teile doch etwas langfädige Euro-Chronologie noch besser vermarkten lässt. Zum einen verteufelt man den Bösewicht, zum andern bietet man ihm das beste Podium,

damit er Millionen scheffeln kann. Doch was hat Sarrazin überhaupt zum Euro und zur europäischen Schuldenkrise zu sagen?

Das Buch ist als Antithese zu Angela Merkels Warnung «Wenn der Euro scheitert, dann scheitert Europa» angelegt. Sarrazin zeigt, dass die europäische Idee jahrzehntelang funktionierte, und zwar auf der Basis eines gemeinsamen Marktes, der massgeblich zum Wohlstand des alten Kontinents beitrug. Die stärkeren wirtschaftlichen Verflechtungen haben auch den Frieden gefördert. Daran wagt kaum jemand zu zweifeln. Doch warum, fragt Sarrazin, sollte Europas Wohlstand und Friede plötzlich nur noch möglich sein, wenn es nicht nur eine gemeinsame Währung gebe, sondern auch eine gemeinsame Staatskasse, bei der am Ende jedes Land für die Rechnungen aller anderen bürge?

Merkels eingängiger Losung setzt Sarrazin den schlichten Titel seines Buchs entgegen: «Europa braucht den Euro nicht». Um seine These zu begründen, führt er den Leser über 417 Seiten (ohne Anmerkungen) von der Vorgeschichte der Währungsunion bis hin zur heutigen Schuldenkrise. Ökonomisch ungebildete Leser überfordert der promovierte Volkswirtschaftler häufig, zumal er es versäumt, wichtige Begriffe auch für wirtschaftliche Laien verständlich zu erklären. Dem ökonomisch geschulten Auge bietet das Buch dagegen wenig Neues, wohl aber eine gelungene Zusammenfassung der Ereignisse, die in der Euro-Krise endeten.

Ausgerechnet die Deutschen

Ende der achtziger Jahre arbeitete Sarrazin in der Währungsabteilung des deutschen Finanzministeriums. Dort habe man die herumgeisternden Überlegungen zur Europäischen Währungsunion zuerst einmal als Angriff auf die deutsche Stabilitätskultur verstanden. Als die Mauer fiel, entwickelte Thilo Sarrazin das Konzept der deutsch-deutschen Währungsunion. Anders als beim Euro ging hier die politische Union (die Wiedervereinigung) der Währungsunion voraus. Dabei vergisst der Autor allerdings zu erwähnen, dass zum Beispiel die Löhne in der ehemaligen DDR aus politischen Gründen und gegen jede ökonomische Vernunft im Verhältnis eins zu eins von Ostmark in D-Mark umgestellt wurden. Weil die Produktivität im Osten um einiges tiefer als im Westen lag, war die ehemalige Ostwirtschaft deshalb lange zur Wettbewerbsunfähigkeit verdammt.

Mit dem Vertrag von Maastricht wurde 1992 der schrittweise Übergang zur Europäischen Währungsunion beschlossen. Allen Beteiligten war damals schon klar, dass der Euro nur funktionieren kann, wenn die sehr unterschiedlichen Wirtschaften der Mitgliedsländer sich einander in wichtigen Punkten annähern. Es gab deshalb zum Teil erfolgreiche

Anstrengungen in Richtung Konvergenz bei Themen wie Staatsdefizit, Staatsverschuldung und Inflation, auch wenn Länder wie Italien und Griechenland kräftig schummelten.

Die sogenannten Konvergenzkriterien galten aber nur bis zur Einführung des Euro. Um auch danach Haushaltsdisziplin zu erzwingen, wurde 1997 der Stabilitätspakt vereinbart. Der sah automatische Sanktionen gegen Mitgliedsländer mit einem Staatsdefizit von mehr als drei Prozent der Wirtschaftsleistung vor. Leider waren es ausgerechnet die Deutschen, die den Pakt 2003 als Erste entschärften,

Sarrazin zeigt, dass Europa auf Basis eines gemeinsamen Marktes jahrzehntelang funktionierte.

nämlich dann, als sie die Maastricht-Kriterien selber verfehlten. In den Jahren danach sei der Stabilitätspakt ziemlich zahlos geworden, schreibt Sarrazin.

Von einem Sündenfall zum nächsten

Das Aufweichen der Maastricht-Kriterien war der Anfang vom Ende, danach folgte die völlige Missachtung der selbstauferlegten, aber nie durchgesetzten Regeln zu Budgetdefiziten und Schuldenlast, wie Sarrazin schlussfolgert. In einem System flexibler Wechselkurse werten sich die Währungen jener Länder ab, die ständig mehr importieren als exportieren. Dadurch werden die Ausfuhren für das Ausland preislich attraktiver, während sich die Importe verteuern. Wechselkursveränderungen können das System so stabilisieren und erzwingen – vereinfacht ausgedrückt – wichtige wirtschaftliche Anpassungen zur Wiederherstellung der Wettbewerbsfähigkeit.

Bei festen Wechselkursen – und um einen extremen Fall dieser Art handelt es sich bei einer Währungsunion – fehlt dieser Mechanismus. Die Anpassung erfolgt dann unter anderem durch tiefe Rezessionen und schmerzhaftes Reallohn einbussen. Staaten wie Griechenland oder Spanien, die ständig mehr ein- als ausführten, finanzierten ihre Defizite durch Kreditaufnahme. Der 1999 zuerst als Buchgeld und Anfang 2002 auch als Bargeld eingeführte Euro verschärfte das Problem, weil sich die Süd-Länder zu fast so niedrigen Zinsen verschulden konnten wie die stabilen Nord-Länder der EU. Wären die Kredite in produktive Investitionen und nicht in den Konsum geflossen, gäbe es jetzt keine vergleichbare Krise.

Die Darlehensgeber, also zum Beispiel die Banken, realisierten zu spät, dass eine in Euro aufgelegte Obligation des griechischen Staats riskanter als eine deutsche oder österreichische Staatsanleihe war. Wahrscheinlich glaubte man nicht an einen Bankrott Griechenlands, weil man insgeheim hoffte, dass am Schluss die finanzstarken Staaten im Norden für die

Kauforgien des Südens geradestehen würden. Das aber untersagte der bereits vorher ausgehohlte Vertrag von Maastricht. In der vertraglich eigentlich ausgeschlossenen Solidarhaftung für die Schulden Griechenlands sieht Sarrazin den grossen Sündenfall, denn wer immer auf Geld von aussen hoffen darf, wird keine harten Reformen im Innern durchziehen. Der Autor hat zweifellos recht, wenn er schreibt, dass Geld aus dem Ausland nicht die Lösung, sondern Teil des griechischen Problems sei.

Hilfe schadet

Den zweiten Sündenfall erkennt Sarrazin im Ankauf von Staatsanleihen durch die Europäische Zentralbank (EZB). Das wirke ähnlich, wie wenn die EU Euro-Bonds (Anleihen, bei denen die EU-Staaten gemeinsam als Schuldner zeichnen) emittiere oder wie wenn der Krisenrettungsfonds Kredite an marode Staaten vererbe: Die Mitgliedsstaaten haften dann gemeinsam für die Schulden der chronischen Defizitsünder. Faktisch heisst das in Sarrazins Worten, dass Deutschland für einen immer grösseren Teil der Staatsschulden im Euro-Raum – immerhin rund acht Billionen Euro – aufkommen muss. Dagegen regt sich verständlicherweise Widerstand in Deutschland, während die Griechen gleichzeitig und hasserfüllt vom diktatorischen Gehabe Berlins sprechen. Statt die Länder zu vereinen, verschärft der Euro die zwischenstaatliche Rhetorik.

Sarrazin würde Griechenland am liebsten dem Staatsbankrott überantworten. Die von der Pleite ausgehenden Schockwellen auf das übrige Europa hält er offenbar für weniger bedrohlich als andere Ökonomen. Auch der Austritt der Griechen aus der Währungsunion wäre für ihn nicht der Anfang vom europäischen Untergang. Sicher ist sich Sarrazin nur, dass fortgesetzte Staatshilfen zugunsten maroder Länder die Probleme nicht entschärfen, sondern deren unumgängliche Lösung nur hinausschieben.

Wer solche unangenehme Wahrheiten ausspricht, ist kein Brandstifter. Und wo es nicht brennt, braucht es auch keine Feuerwehr und keinen durchsichtigen Empörungsjournalismus. Sarrazins grosses Defizit ist nicht, was er in seinem Buch schreibt, sondern, was er uns vorenthält: Wie genau soll die EU auf den im Buch beschworenen Pfad der Tugend zurückkehren, wo jedes Land nur für seine eigenen Schulden haftet? Und was wären die kurz- und mittelfristigen Folgen einer solchen Trendwende?

Thilo Sarrazin: Europa braucht den Euro nicht – Wie uns politisches Wunschdenken in die Krise geführt hat. DVA, 462 S., Fr. 35.90

«Baschar ist eine Marionette»

Ribal al-Assad, Cousin des syrischen Präsidenten, über die Macht des syrischen Präsidenten Baschar al-Assad, die Bedrohungen durch die Opposition und seine eigene Rolle im britischen Exil.
Von Claas Relotius und Matthew Niederhauser / Institute (Bild)



«Der arabische Frühling hat dunklere Mächte entfesselt»: Baschar al-Assad mit Gattin Asma.

Herr al-Assad, Ihr Name erreicht derzeit eine traurige Berühmtheit auf der ganzen Welt. Wie lebt es sich damit?

Mein Name ist sicher nicht dazu geeignet, viele Freunde zu gewinnen. Aber er öffnet mir auch Türen und gibt mir die Möglichkeit, auf internationaler Ebene über die Situation in meinem Heimatland zu sprechen. Am Ende sollte zählen, was ich sage, und nicht mein Name.

Sie leben seit Ihrem neunten Lebensjahr im Exil. Haben Sie noch Kontakt zu Ihren Verwandten in Syrien?

Ich habe Brüder, Schwestern, Neffen, Nichten und Cousins, die in Syrien leben, mit den meisten von ihnen stehe ich noch immer in Kontakt, obwohl ich sie seit vielen Jahren nicht mehr gesehen habe. Auch sie tragen den Namen al-Assad, aber auch sie wünschen sich, dass das Regime abgelöst

wird und Syrien ein demokratisches Land wird.

Eignet sich der Friedensplan der Vereinten Nationen und der Arabischen Liga dazu, dies langfristig zu erreichen?

Die Chancen, allein mit Diplomatie weiterzukommen, sind gering. Aber Kofi Annan hat mit dem Friedensplan deutlich gemacht, dass nur ein friedlicher und demokratischer Übergang, der die Forderungen der syrischen Bevölkerung berücksichtigt, geeignet ist. Es gibt keine Alternative dazu. Ein Militärschlag würde einen Krieg im Nahen Osten und wohl auch darüber hinaus auslösen. Beide Seiten, das Regime und auch die Opposition, sollten jetzt also pragmatisch denken und endlich die vereinbarte Waffenruhe einhalten, denn sonst versinkt Syrien in Gewalt.

Zu den Bombenattentaten in Damaskus, den schlimmsten Anschlägen seit Beginn

der Proteste, hat sich inzwischen die weitgehend unbekannte, islamistische Al-Nursaf-Front bekannt. Wie gross ist die Gefahr, dass Extremisten an Macht gewinnen?

Sehr gross. Dem US-amerikanischen Geheimdienstdirektor James Clapper zufolge hat das Terrornetzwerk al-Qaida bereits Teile der Opposition infiltriert. Eine weitere Militarisierung des Konflikts würde al-Qaida auf jeden Fall in die Hände arbeiten, da Syrien ein strategisch ausserordentlich wichtiges Land für islamistische Gruppierungen ist. Al-Qaida, die Hisbollah-Milizen und andere Extremisten werden deshalb jede Möglichkeit nutzen, um ihren Einfluss dort zu steigern. Umso wichtiger sollte es deshalb aus Sicht des syrischen Regimes sein, die Lage nicht weiter eskalieren zu lassen.

Entgegen den Bestimmungen des Friedensplans hat das Regime seine Panzer noch immer nicht aus den Städten abgezogen. Will Baschar al-Assad den Friedensplan überhaupt umsetzen?

Es sieht derzeit jedenfalls nicht danach aus. Im Interesse aller Syrer sollte Baschar sich an das halten, was er unterzeichnet hat. Alles andere führt ins totale Chaos. Das kann das Regime und das kann auch der Präsident nicht wollen.

Während dieser den Friedensplan unterzeichnete, traf sein oberster Stellvertreter in Teheran Irans Präsidenten Machmud Achmadinedschad, welcher den Konflikt in Syrien als einen vom Westen angezettelten Kolonialisierungsputsch bezeichnet.

Achmadinedschad befürchtet, dass Syrien ein freiheitlicher Staat werden und Teheran dadurch seinen Einfluss in der Region verlieren könnte. Zur Wahrung seiner strategischen Interessen im Hinblick auf Israel hat Teheran seine Fühler schon lange nach Syrien ausgestreckt und dort als Gegenleistung für Wirtschaftsinvestitionen seit zehn Jahren freie Hand. Das Fortbestehen des Regimes in Damaskus ist daher von grosser Bedeutung für den Iran, um sich so die Vormachtstellung im Nahen Osten zu sichern. Ähnliches gilt für die Regierung im Libanon. Als Verbündete wissen die Führer der Hisbollah: Wenn das derzeitige Regime in Syrien fällt, dann sind auch sie erledigt. Deshalb werden sie das syrische Regime genau wie die Herrscher in Teheran um jeden Preis unterstützen. Ajatollah Chomeini hat bereits angekündigt, Syrien notfalls auch

mit militärischer Gewalt gegen Angriffe zu verteidigen.

Damit ist der Konflikt in Syrien längst ein globaler Konflikt.

Er findet auf drei Ebenen statt: Auf der ersten Ebene stehen sich das syrische Regime und die Opposition im In- und Ausland gegenüber. Auf der zweiten, der regionalen Ebene sind es die vom Iran angeführte Achse der Schiiten, die das Regime unterstützt, und die vor allem von der Türkei repräsentierte Achse der Sunniten, die Wandel fordert und welche die Opposition unterstützt. Auf globaler Ebene ist es auch ein Konflikt zwischen China und Russland, die zum Regime halten, und den USA und ihren Verbündeten, die auf Seiten der Türkei stehen.

Welche Rolle spielen Saudi-Arabien und Katar, die die syrische Opposition mit Waffen versorgen und bisher am deutlichsten eine militärische Intervention gefordert haben?

Leider eine viel zu grosse Rolle, weil der Westen ihnen zu viel Spielraum gibt. Ausgerechnet Saudi-Arabien und Katar drän-

«Er wird nicht abtreten, denn damit würde er mittlerweile sein Leben aufs Spiel setzen.»

gen die Uno dazu, sich für Menschenrechte in Syrien einzusetzen. Dabei ist keines der beiden Länder je damit aufgefallen, die Menschenrechte besonders zu respektieren. Beide sind im Grunde Monarchien mit autoritärem Charakter. Und beiden geht es allein darum, dem schiitischen Regime in Teheran die Stirn zu bieten. Nur weil das syrische Regime gute Beziehungen zu Teheran hat, fordern sie dessen Sturz.

Wie wichtig ist Ihr Cousin Baschar al-Assad für das syrische Regime?

Baschar ist eine Marionette. Er steht zwar an der Spitze des Staates, der Partei und des Militärs. Aber anders als sein Vater, der mit ganzer Macht herrschte, führt er nur nominell. Die jetzige Regierung ist kein Einpersonenregime, sondern wird von vielen Leuten gestützt, die jede Reform verhindern wollen, um ihre eigenen Interessen zu wahren. Baschar verfügt nur über geerbte Macht. Das Militär lacht über ihn. Ich bezweifle, dass er die komplette Kontrolle in Syrien hat. Aber als Staatsoberhaupt muss er natürlich trotzdem die Verantwortung für das übernehmen, was in seinem Land passiert.

Das bedeutet, es würde sich gar nichts ändern, wenn er abtreten würde?

Er wird nicht einfach abtreten, denn damit würde er mittlerweile sein Leben aufs Spiel

setzen. Aber selbst wenn: Die Macht ist auf das Regime verteilt, es würde sich allein dadurch also kaum etwas ändern.

Der Friedensplan sieht vor, dass das Regime vorerst an der Macht bleibt. Glauben Sie, die Opposition wird das akzeptieren?

Ein ruckartiger Sturz des Regimes von einem Tag auf den anderen wäre fatal. Die Folge davon wäre ein gefährliches Machtvakuum, was vollends in den Bürgerkrieg führen und die ganze Region destabilisieren könnte. Die Umstürze in Libyen und Ägypten haben gezeigt, dass man ein politisches System sehr wohl zum Kippen bringen kann, die Konsequenzen aber ungleich schwerer zu kontrollieren sind. Beim arabischen Frühling suggerierte der Begriff Frühling eine junge, liberale und optimis-



«Das Militär lacht über ihn»: Ribal al-Assad.

tische Revolutionsbewegung. In Wirklichkeit hat diese Bewegung aber bis auf Ausnahmen dunklere Mächte entfesselt, die vor allem von tiefverwurzeltem Hass und Fanatismus angetrieben werden.

Sie haben selbst gesagt, dass Diplomatie nur begrenzt als Druckmittel dient, zumal China und Russland eine Uno-Resolution verhindern. Was bleibt der Opposition also übrig?

Der Plan sieht nicht das sofortige Ende des Regimes vor, das stimmt. Aber Baschar hat auf längere Sicht keine Zukunft in Syrien, genauso wenig wie das Regime, sofern die Opposition mit einer Sprache spricht und von der internationalen Staatengemeinschaft unterstützt wird. Das muss die Opposition erkennen und sich um einen demokratischen und vom syrischen Volk getragenen Übergang bemühen, indem sie sowohl den

Leuten im Umfeld des Militärs als auch allen anderen Syrern Perspektiven für die Zeit danach öffnet.

Dazu müsste die Opposition selbst demokratisch sein. Genau das ist aber überhaupt nicht der Fall. Die kurdische Minderheit beispielsweise wird überhaupt nicht repräsentiert.

Hier liegt das grosse Problem. Der syrische Nationalrat ist weder demokratisch noch repräsentativ, sondern wird zu grossen Teilen von der Muslim-Bruderschaft dominiert, die den Gottesstaat will. Je mehr islamistische Fundamentalisten innerhalb der Opposition an Einfluss gewinnen, desto mehr fürchten auch die etwa drei Millionen Christen in Syrien, dass die Opposition eines Tages an die Macht kommen könnte. Diese Furcht ist berechtigt, denn wäre ein islamistischer Gottesstaat wirklich besser als die gegenwärtige Diktatur? Natürlich nicht. Es gibt deshalb viele Minderheiten im Land, die eigentlich gegen das derzeitige Regime sind, es aber trotzdem unterstützen, weil sie Angst haben, dass sich ihre Situation unter einer anderen Führung noch weiter verschlechtern könnte. So gesehen arbeiten Teile der Opposition dem Regime ungewollt in die Hände.

Ihre eigene Familie hat Sie aus Ihrem Land verbannt, aber auch bei der Opposition gelten Sie als Repräsentant der reichen Elite als verhasst. Können Sie zwischen diesen Fronten überhaupt Einfluss nehmen?

Ich vertrete meine persönlichen Ansichten auf der Basis von Fakten. Es gibt Leute in der syrischen Opposition, die diese Ansichten teilen. Und es gibt auch Leute innerhalb des Regimes, die mir zustimmen, aber allein deshalb noch nicht übergelaufen sind, weil ihnen derzeit noch der Glaube an die Opposition fehlt. Ich werde deshalb weiterhin versuchen, einen Dialog zwischen allen Fronten herzustellen, um einen friedlichen Wandel zu ermöglichen.

Sie haben es mehrmals bestritten, aber Ihr eigener Vater Rifaat al-Assad wird für das Massaker von Hama, bei dem in den achtziger Jahren mehr als 25 000 Menschen umgebracht wurden, verantwortlich gemacht. Warum sollten die Syrer nun gerade Ihnen vertrauen?

Mein Vater ist unschuldig. Als das Massaker stattfand, war er als Polizeichef in Damaskus tätig. Später machte man ihn zum Sündenbock, weil er als Einziger demokratische Reformen angeschoben hatte. Die Menschen können mir vertrauen, weil ich nicht danach strebe, ein politisches Amt und damit Macht in Syrien zu übernehmen. Mir geht es allein darum, dass mein Heimatland ein freier und pluralistischer Staat wird, in dem die Menschen ihre politischen Führer selbst bestimmen. ○

Botox für alle

Will eine Frau der Schönheit medizinisch nachhelfen, so lautet heute der erste Schritt: Botox. Der zweite: noch mehr Botox. Die Schauergeschichten aus der Prominentenwelt können den Boom nicht stoppen. *Von Franziska K. Müller*

Die 38-jährige Barbara Köhler sieht toll aus, und wenn man ihr die eigentlich unerhörte Frage stellt, ob das alles natürlich sei, antwortet sie, ohne zu zögern: «Natürlich nicht.» Und sie erklärt: «Nasolabialfalte, Zornesfalte, Krähenfüsse: Botox. Und ein bisschen Filler da und dort.» Das Resultat ist ein frisches, schönes Gesicht. Die Offenheit einem Tabuthema gegenüber ist auch beruflich bedingt: Die technische Operationsfachfrau und ihr Mann, der plastische Chirurg Christian Köhler, betreiben seit eineinhalb Jahren die Schönheitsklinik Prevention Center. Sie befindet sich an bester Lage am Zürcher Utoquai und hat eine Niederlassung in Zug.

Die beiden bieten rund fünfzig verschiedene Beauty-Eingriffe an, darunter auch Operationen von der Bauchdeckenstraffung bis zum grossen Facelifting, sie gelten allerdings als Experten nichtinvasiver, also sanfter Eingriffe. Dazu gehört vor allem das Verabreichen von Botulinumtoxin, einem Nervengift, das mittels Injektionen Fältchen rund um Stirn, Augen und Lippen glättet. Seit es vor zehn Jahren in der Schweiz als Medikament zugelassen wurde, trat Botox einen Siegeszug an – den schauerlichen Warnungen von Swissmedic und den Protesten von Anti-Tierversuch-Aktivistinnen zum Trotz.

Allein in der Schweiz werden pro Jahr rund 200 000 Behandlungen durchgeführt, bestätigt man bei der Firma Acredis, einem unabhängigen Beratungszentrum für ästhetische Chirurgie. In der Zwischenzeit kämpfen in der Schweiz über tausend Anbieter um die Gunst jener, die für einen geschätzten Jahresumsatz von hundert Millionen Franken sorgen. Die Eingriffe sind schnell, günstig und hinterlassen keine Blutergüsse oder andere entstellende Blessuren, die mit operativen Beauty-Interventionen einhergehen können, Botox-Fans sitzen nach der Behandlung sofort wieder im Chefsessel oder an der Coop-Kasse.

Die Kundschaft habe sich in der Zwischenzeit auf sämtliche sozialen Milieus ausgedehnt, bei zwei Dritteln handle es sich um Frauen, die grosse Mehrheit stamme aus städtischen Gefilden, so Barbara Köhler. Die Eröffnungsveranstaltung der Klinik Prevention Center 2009 besuchten auch prominente und wohlhabende Zeitgenossen, und es ist zu vermuten, dass sich der eine oder die andere nicht nur für die Infusionsständer und die blassgrünen Gummimatten interessierte. Dass sie

selbst der Schönheit mit medizinischen Mitteln nachhelfen würden, verneinten die Gäste jedoch unisono.

Auf ihr tolles Aussehen angesprochen, reagieren über vierzigjährige Städterinnen gern mit esoterisch anmutenden Erklärungen wie: «gute Gene», «Yoga-Stunden» oder «viel Wasser trinken». Und wer seiner Abscheu vor künstlicher Schönheit zusätzlich Nachdruck verleihen will, braucht nur zwei Namen zu nennen: Nicole Kidman. Shawne Fielding. Die Botox-Opfer schlechthin, wie es heisst. Glatte gespritzt, eine Stirn wie ein Flachbildschirm, maskenhaft, verstörend. «So sieht man nicht aus nach ein paar Botox-Spritzen», sagt Barbara Köhler. Sie vermutet: «Die genannten Damen haben weitaus kompliziertere Interventionen hinter sich.»

Doppelte Freude

Die Mehrheit aller Botox-Kundinnen fällt im anonymen Heer jener, die für die Schönheitspflege höchstens in den Topf mit der Nivea-Creme greifen, kaum auf. Was die verschwiegenen Kunden und Kundinnen umtreibt, erfährt in der Regel nur der behandelnde Arzt. Während sich Männer einer schnellen Frischekur unterzögen, damit sie weiterhin einem ungesunden Lebenswandel frönen könnten, würden Frauen ab 35 mit Joggen und Cüpli-Verbot beginnen und sich dann, mangels sichtbarer Beauty-Resultate, in eine Schönheitspraxis oder -klinik wagen – nicht selten mit grosser Sonnenbrille ausgestattet.

Der erste Schritt laute: Botox. Der zweite Schritt: mehr Botox. Später kommen chemische Peelings und Hyaluron-Filler dazu, die Hänge-

Was sieht Azima Haller, wenn sie heute in den Spiegel blickt? «Mich. Aber irgendwie besser.»

bäckchen und tieferen Falten zu Leibe rücken oder den Teint erneut erstrahlen lassen. Egal ob die Resultate sichtbar sind oder diskret bleiben: Mit dem Outing tun sich die meisten schwer. «Viele Patienten empfinden es als Schwäche, der Schönheit mit anderen Mitteln als Kosmetik nachhelfen zu müssen», erklärt die plastische Chirurgen Kathrin Cierpka. Andere freuen sich heimlich einfach doppelt über die Vorteile ausgemerzter Lebensjahre. Gregor Salieri*, ein 52-jähriger Sachbearbeiter, beschreibt die Vor-



Zehn Stunden Schlaf, Gemüsesaftkuren und Augen-

teile der Botox-Injektionen so: «Früher fragten mich die Kollegen nach acht Stunden Schlaf, ob ich die Nacht durchgezecht habe. Heute zeche ich die Nacht manchmal durch, und sie fragen mich, wo ich in den Ferien gewesen sei.» Salieri liess sich in der Zwischenzeit nicht nur die Stirn, sondern auch andere sogenannte Mimik-Regionen im Gesicht behandeln. «Weil andere unbehandelte Gesichtspartien im Vergleich zu den glatten Zonen doppelt übermüdet erscheinen», wie er erklärt.

In der Klinik von Barbara und Christian Köhler behandelt man auch 22-jährige Studentinnen, die sich an den Lachfältchen um die Augen stören, aber das grosse Heer der Patientinnen ist über vierzig und geht die Faltenjagd «mehrheitlich vernünftig» an. Was heisst das genau? «Viele Frauen und Männer im mittleren Alter fühlen sich besser, als sie aussehen. Ihr Äusseres möchten sie diesem Zustand anpassen. Es geht weniger um die Jugendlichkeit, sondern darum, nicht müde, nicht erschöpft, nicht krank auszusehen», sagt Barbara Köhler. Ein frisches Gesicht wird mit einem heiteren und energetischen Leben in



cremes, die so teuer sind wie zwei Wochen Ferien in Griechenland, reichen nicht mehr.

Verbindung gebracht, in dem die Geiseln der Wechseljahre und erste Altersgebresten bestimmt keine Rolle spielen.

Würdevoll altern? Den Dingen ihren Lauf lassen? «Das ist nicht mehr zeitgemäss», behauptet Azima Haller*, eine durchtrainierte Baslerin mit eigener Anwaltskanzlei. Natürlich benötige sie das gute Aussehen nicht, um sich beruflich durchzusetzen, das habe sie längst getan, sagt die 38-Jährige. Mit den zwei meistgehörten Vorurteilen, mit denen der urbane Botox-Boom oft erklärt und kritisiert wird – aufoktrozierter Jugendwahn und Wettbewerbsfähigkeit im Berufsalltag –, kann die zweifache Mutter nichts anfangen. Sie ist überzeugt, dass es Tausenden von Frauen ähnlich ergeht, wie ihr selbst: «Eines Tages blickte ich am Morgen in den Spiegel und gefiel mir nicht mehr.»

Die gefälte Stirn war ihr ein Dorn im Auge, und von den Nasenflügeln zogen sich zwei Linien zu den Mundwinkeln. Sie erkannte: Zehn Stunden Schlaf, Gemüsesaftkuren und Augencremes, die so teuer sind wie zwei Wochen Ferien in Griechenland, reichen nicht mehr. Nach der dritten Botox-Behandlung

seien ein Hyaluron-Filler und ein chemisches Peeling dazugekommen.

Es benötige eine gewisse Disziplin, um nicht zu übertreiben, räumt Azima Haller ein. Wieso? «Die schnellen Effekte aus den Spritzen sind im Spiegel sichtbar. Wenn sie verblassen, macht man mehr, damit die Verbesserung für einen selbst erneut sichtbar wird.» Sie habe ihren Arzt allerdings ermahnt, weniger statt mehr zu machen, weil sie nicht wollte, dass es ihr so ergehe wie einer Freundin. Deren Mann war in die Botox-plus-Aktionen seiner Frau nicht eingeweiht, klagte angesichts eines zunehmend aufgeplusterten Äusseren eines Tages jedoch unvermittelt: «Deine Schönheitsärztin nimmt mir meine Frau weg.» Was sieht Azima Haller, wenn sie heute in den Spiegel blickt? «Mich. Aber irgendwie besser.»

«Frauen sind selbst ihre strengsten Kritikerinnen», sagt auch die 69-jährige Anneliese Schröter*. Sie bezeichnet sich als erdverbunden. Sie lebt auf dem Land, hat eine Abneigung gegen allzu Modisches und Goldschmuck. Den grauen Haarschopf würde sie sich nie färben lassen, und flüssiges Make-up lässt sie nicht an ihre Haut.

Aber einmal pro Jahr kommt «Gift» in die Stirn, mit dem Zweck, die tiefe Zornesfalte über der Nasenwurzel auszumerzen, ein Übel, das sie plagt, seit sie 25 Jahre alt sei. «Nun sehe ich so nett aus, wie ich eigentlich bin», beschreibt sie den Behandlungserfolg. Mit der glatten Stirn seien zudem die seelischen Verstimmungen verschwunden, unter denen sie lange Zeit gelitten habe. «Wenn man freundlich aussieht, erscheint einem auch die Welt freundlicher.»

Sie gehe offen mit dem Thema um. Als sie ihrer gleichaltrigen Freundin aus dem Nachbardorf von Botox erzählte, habe diese allerdings nur gefragt: «Was ist das?» Die pensionierte Tierärztin findet nicht alles gut, was im Bereich der künstlichen Schönheit machbar ist, und wünscht sich, dass bald jene neuartigen Botox-Chargen verwendet werden können, die nicht mehr an Mäusen getestet werden müssen. Sie ist gut informiert, weiss über die neusten Verfahren im Bereich der Eigenfettverwertung Bescheid und auch, wie die perfekt vergrösserten Lippen aussehen müssten: unauffällig und natürlich.

Was steckt hinter dem «Botox-Gesicht»?

Dies seien auch die meistgenannten Wünsche, wenn sich Schweizer Frauen und Männer eine Frischekur aus verschiedenen Spritzen gönnen, sagt die Basler Ärztin Kathrin Cierpka. Unbefriedigende Resultate – hängende Augenlider oder ein maskenhaftes Aussehen – seien oft auf mangelnde ärztliche Fähigkeiten zurückzuführen. «Nichtoperative Methoden sind effektiv, erfordern jedoch eine genaue Kenntnis der Gesichtsanatomie.» Es gehe dabei allerdings um ein «Gesamtkonzept», sagen auch andere Spezialisten, und dabei dringt ein ärztlicher Gestaltungswille durch, der mit dem Verabreichen von ein paar Botox-Spritzen nicht unbedingt zu befriedigen ist. Grundtenor: Es reiche nicht, wenn man hier und da eine Falte glätte, ein perfektes Resultat werde oft in Kombination mit anderen Behandlungen erreicht. Die Botox-Behandlung werde heute bereits bei einem Grossteil der Patienten mit der Anwendung von Fillern und Peelings kombiniert, bestätigt man auch bei Acredis. Fazit: Was als unnatürliches «Botox-Gesicht»

Mit der glatten Stirn seien zudem die seelischen Verstimmungen verschwunden.

kritisiert wird, hat in der Realität mit zusätzlichen Interventionen zu tun, von denen einige bereits Standard sind. Angesichts einer straffgezogen wirkenden französischen Ex-First-Lady titelte ein deutsches Magazin kürzlich: «Botox-Malheur?». Carla Bruni wies eine Behandlung mit dem Nervengift weit von sich. Gelogen hat die 43-Jährige nicht: Experten vermuten ein Total-Lifting.

* Namen von der Redaktion geändert

Die Lust am Lachen

Er ist Schauspieler, Kabarettist, Autor, Musical-Produzent: Marco Rima arbeitet seit dreissig Jahren als Comedy-Unternehmer. Es gibt gute Gründe, warum ihn das Publikum mag und der Kulturbetrieb weniger. Von Peter Keller

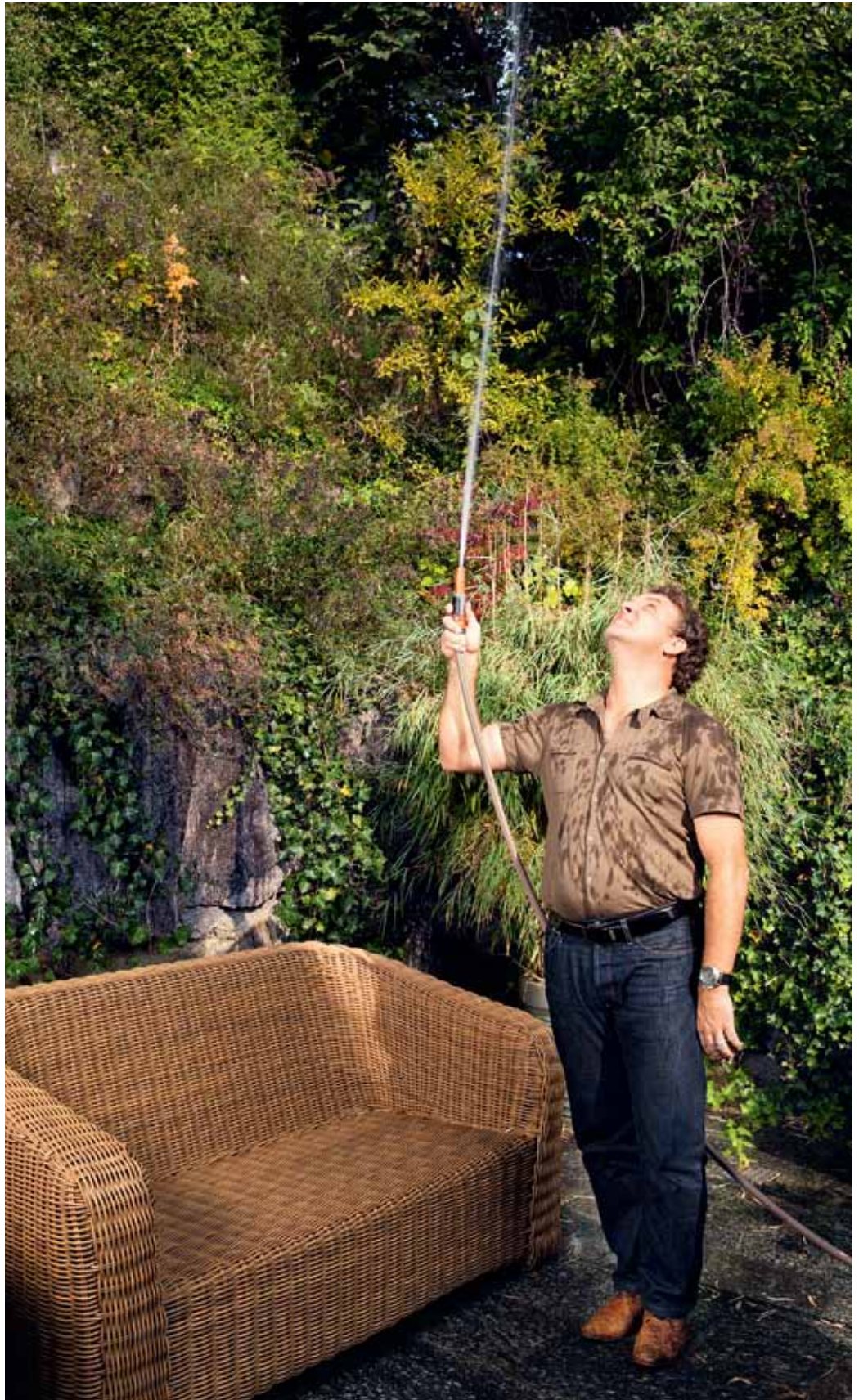
An diesem fröhsommerlichen Freitagabend spielt Marco Rima in Wohlen. Bestes Aargauer Hinterland. In gut einer Stunde wird sich das Casino restlos füllen. 420 Plätze im Saal, 104 Klappstühle auf der Galerie – «fest montiert», wie die Gemeindeverwaltung auf ihrer Website nicht ohne Stolz versichert. Rima stürmt gerade zum Gebäude hinaus, begrüsst den Autor («Ich bin der Marco»), zieht hinauf zur nahen Pizzeria. Auf der Terrasse sitzt seine Crew, entspannt, man plaudert, scherzt. Von den benachbarten Tischen wird diskret rübergeäugt. Nicht wenige werden nachher im Saal sitzen, manche auf «fest montierten» Klappstühlen.

Marco Rima ist bereits im Erzählfluss, spricht über sein Programm, die Kritiker, das Leben, die Welt. Darüber vergisst er den Teller vor sich, ein Stück Fleisch mit Salat. Ab vierzehn Uhr, wird freimütig erklärt, gebe es keine Kohlenhydrate mehr. Die Kilos müssten runter. Anlässlich der Premiere höhnte die Boulevardzeitung *Blick*: «Marco Rima immer dicker! Ist das noch komisch?» Das sass. Nicht wegen verletzter Eitelkeit. Rima witzelt wesentlich lustiger über sein Gewicht, auch auf der Bühne: Er sei halt «horizontal herausgefordert», und ausserdem brauche ein guter Charakter auch mehr Platz. Was ihn aber nervte: dass sich im ganzen Artikel kein einziges Wort zum Programm selbst fand.

Seit ein paar Wochen tourt er wieder durch die Schweiz. Mit «Humor Sapiens», einer rasanten Road-Comedy durch Rimas Leben und die Weltgeschichte. Ihm sei aufgefallen, dass in der Evolution zwischen Neandertaler, Homo erectus und heutigem Menschen ein Exemplar fehle: eben der «Humor Sapiens». «Das war für mich ein schöner Aufhänger: Bei diesem Titel kann ich ungeniert mein Halbwissen zur Schau tragen.» So erklärt er dem Publikum halsbrecherisch, warum etwa der Neandertaler ausgestorben sei – wegen seiner Unfähigkeit, sich zu artikulieren. Das ist tatsächlich eine von vielen wissenschaftlichen Erklärungen, die Rima dann weiterspinnt und ins Absurde dreht – untermalt mit seiner ihm eigenen Mimik. Einen Neandertaler schauspielerisch umzusetzen, lässt sich ein Rima nicht entgehen. Das Publikum dankt.

Er redet, schwitzt, flirtet ins Publikum

Humor wirkt über alle Generationen, viel mehr als die Musik, wo feindliche Reviere vorherrschen. Die Lust am Lachen verbindet. Das zeigt auch Marco Rimas andauernder Erfolg. Er ist



Der Begriff «redselig» muss für ihn geschaffen worden sein: Entertainer Rima.

seit über dreissig Jahren im Geschäft und schafft es, immer wieder neues Publikum nachzuziehen. Im Saal kichern der Primarschüler und sein Grosi. Sie habe sich richtig auf das neue Programm gefreut, sagt die Frau links. «Marco Rima war schon länger nicht mehr auf Tournee. Ich wollte ihn einfach mal live auf der Bühne erleben.» Und erzählt gleich eine Anekdote. Eine Bekannte sei zufällig mit dem Comedian in einem Flieger gesessen. Als die Flugbegleiterin im Gang die Instruktionen für den Notfall vorführte, sei er ebenfalls aufgestanden und habe seine Version zum Besten gegeben. Sehr zum Vergnügen der übrigen Gäste. Rima nonstop.

Denkt er während des Schreibens an sein Publikum? «Ja, aber in erster Linie muss ich Freude daran haben.» Vielleicht erkläre eine andere Komponente den Erfolg. «Ich habe schon von klein auf Leute unterhalten.» Das habe in der Schule angefangen, sich später im Militär fortgesetzt. «Was ich erzählt habe, waren immer Geschichten von Leuten für die Leute. Darum war bei mir nie die Frage entscheidend: «Kommt dieser oder jener Witz an oder nicht?» Ich bin einfach davon ausgegangen, dass das, was ich zu erzählen habe, eh ankommt.» Sagt es und setzt seine Kaskade von Geschichten und Anekdoten fort.

Es ist wahnsinnig einfach, sich mit Marco Rima zu unterhalten. Der Begriff «redselig» muss für ihn geschaffen worden sein. Er redet lustvoll, ansteckend, pausenlos – und zwar wortwörtlich. In der Pizzeria hat sich Rima inzwischen selbst vergessen, seine Musiker sind schon länger aufgebrochen. Rima schrickt auf, in fünf Minuten sollte er auf der Bühne stehen. Kein Problem. Da ist ein Profi am Werk. In der Pause sammelt sein Manager Marco Schneider die Gäste für die kleine Audienz zusammen: den Journalisten und zwei ehemalige Lehrerseminarkollegen.

Der Backstage-Bereich ist der Gegenentwurf zu Glamour: weisser Beton, Zivilschutzkeller-Charme – nur niedriger. Auf einem Tischchen stehen eine Kaffeemaschine, drei Äpfel und eine offene Packung Fleischkäse. Hier bleibt nicht nur das Wort Catering im Hals stecken. Rima redet weiter. Gemeinsame Erinnerungen werden ausgetauscht, Pointen aus dem Programm aufgegriffen ... «habe ich euch erzählt, dass Ostern ein altes alemannisches Fruchtbarkeitsfest ... darum die Eier ... da haben im Mittelalter die Pfaffen sogar ihren Rock gehoben und der Gemeinde ihre ...» Ob die Geschichte stimmt, ist belanglos. Hauptsache, die Lacher sitzen.

Das Programm geht weiter. Rima redet, schwitzt, kalauert, flirtet ins Publikum. Er mag die Menschen, und sie mögen ihn – vielleicht ist es wirklich so simpel. In einer Nummer kommt er auf das ewige Thema Frau/Mann zu sprechen und das schiefe Kommunikationsverhältnis der beiden Geschlechter. Die tägliche Ration Wörter einer Frau liegt bei 7000 Einhei-

ten, der Gatte kommt mit der Hälfte durch. Der Rest ist Konflikt und Komik oder Kombinationen davon. Bei «Humor Sapiens», rechnet Rima vor, komme er auf 15 000 Wörter. «Ich bin eine sogenannte Zweifach-Frau», sagt's, lächelt, redet weiter. Da ist die Truppe aber schon längstens wieder in der Beiz. Mitternacht ist durch, am Tisch sitzen Freunde und deren Kinder, die Seminarkollegen, einer seiner Autoren – und mittendrin der Häuptling.

Marco Rima geniesst den Betrieb um ihn herum. Er ist so sehr Familienmensch, dass er gleich eine zweite Familie hinterhergegründet hat und nochmals Vater wurde. Alle wohnen im gleichen Dorf, kaum fünf Minuten voneinander entfernt. Seine jetzige Frau ist Deutsche, und natürlich hat er die kulturellen Reibereien für die Bühne verwertet – lange bevor Natalie Rickli die Debatte um die Zahl der

Rima ist so sehr Familienmensch, dass er gleich eine zweite Familie hinterhergegründet hat.

Deutschen in der Schweiz befeuerte. Für solche politische Schützenhilfe ist der Comedy-Profi dankbar. Das ist exakt seine Baustelle: Er verwandelt das Zähnefletschen in Grinsen.

Ja, er sei absolut ein Familientyp. «Meine Sozialität ist südländisch geprägt, obschon mein Mami eine Deutschschweizerin ist.» Sie habe ihm mal vorgehalten: «Marco, bei dir läuft mir einfach zu viel.» Dabei sei er ein Produkt ihrer Erziehung. «Bei uns ist am Sonntag alles rein- und rausgelaufen.» Seine Eltern hätten sich sogar einmal scheiden lassen, was die Leute gar nicht bemerkt hätten, weil sie trotz Trennung so häufig zusammen waren. «Die beiden ha-



«Das Publikum explodierte»: Rima in den 80ern.

ben dann nach fünf Jahren wieder geheiratet.» Als einer von wenigen Schweizer Künstlern schaffte Marco Rima den Durchbruch in Deutschland. Er gastierte gerade mit seiner eigenen Musical-Produktion «Keep Cool» in Köln, als der Produzent einer neuen Comedy-Sendung ihn eher zufällig zum Casting aufbot. «Ich blieb dann hängen.» Zusammen mit Anke Engelke, Ingolf Lück, Bastian Pastewka. Die «Wochenshow» auf Sat 1 war ursprünglich für ein paar Folgen geplant. Für Rima sollten drei Jahre daraus werden.

«Wir wollten einfach Spässe machen»

Schon damals liess er sich nicht auf eine Schiene festlegen. Comedy, Musical, Filme – Marco Rima ist in vielen Genres zu Hause, und er geht die meisten Projekte selbständig an. «Ich bin im klassischen Sinn ein Unternehmer: Ich nehme mein eigenes Geld in die Hand und trage damit auch das Risiko.» Er ist Unterhalter und Unternehmer, eine Verbindung, die bei jenen sauer aufstösst, die meistens beides nicht sind. Das erklärt auch die reflexartige Abwehr des Kulturbetriebs gegen solche Gewächse. Rima hätte gerne eine finanzielle Beteiligung der Stiftung Pro Helvetia am Musical «Die Patienten» erwirkt. Direktor Pius Knüsel sei zwar absolut interessiert gewesen, «aber wir erfüllten die Statuten nicht». Diese Form des Subventionswesens kann er als Comedy-Unternehmer nicht nachvollziehen. «Es gibt Spezialisten, die ihr Projekt auf die Statuten ausrichten, nur um an Geld zu kommen.»

Den Salzburger Stier, den Oscar des deutschsprachigen Kabarettis, hat Marco Rima nie erhalten. Auch das Feuilleton und die Kritik geizen bis heute mit Anerkennung. Trifft ihn diese Zurückweisung? «Nicht mehr.» Seit seinem fünfzigsten Geburtstag habe sich eine gewisse Milde breitgemacht. «Wir wollten einfach Spässe machen – und die Leute haben es geliebt. Wenn du nur schon den ersten Fuss auf die Bühne gesetzt hast, ging die Post ab.» Das war in seinen Anfängen mit Marcocello. Einmal habe er eine Wette abgeschlossen: «Ich werde einfach während des Programms «Gabel» sagen, und die Leute werden lachen – und es war so: Das Publikum explodierte.» Heute passiere das Gleiche beim Duo Divertimento. «Da sitze jetzt ich drin, als alter Sack, und begreife das Prinzip.» Vor allem begreife er auch die Eifersucht, die sie als Marcocello auf sich gezogen hätten, und er rede jetzt von Eifersucht mit Erkenntnis: «Läck mir, die können machen, was sie wollen. Sie kommen rein und haben den Laden voll. Ich habe den Laden auch voll, muss aber ganz anders arbeiten, ganz anders bestehen.» Und damit zeigt Marco Rima eine seltene Souveränität: denn den meisten Kabarettisten vergeht der Humor, wenn es um den Erfolg ihrer Kollegen geht.

Tourdaten unter www.marcorima.ch

«Was, Ihr Kind ist nicht in der Krippe?»

Familienexperte Jonas Himmelstrand kritisiert sein Heimatland Schweden: Die Frauen werden unter Druck gesetzt, voll zu arbeiten. Wer seinen Nachwuchs selber grossziehen will, hat es schwer. Die breite Krippenbetreuung sei schädlich, sagt er. *Von Daniela Niederberger und Chris Maluszynski (Bild)*

Herr Himmelstrand, Schweden gilt weit herum als strahlendes Vorbild in Bezug auf seine Familienpolitik. Weshalb?

Schweden hat eine gute Reputation, was das Sozialsystem betrifft, die Stellung der Frau und die starken Gewerkschaften. Schweden wird als modern angesehen.

Ist Schweden ein guter Ort für Kinder und für Familien?

Es kommt drauf an, woran Sie glauben. Wenn Sie glauben, es ist gut für beide Elternteile, voll zu arbeiten und die Kinder fünf Tage die Woche in eine sehr günstige Krippe schicken zu können, dann werden Sie Schweden komfortabel finden. Sie werden es als Mutter schätzen. Ob es gut ist für die Kinder, ist eine andere Frage. Es sieht gut aus.

Seit rund dreissig Jahren ist es in Schweden so, dass Mütter arbeiten und die Kinder vom Staat betreut werden. Gibt es Studien darüber, wie sich das auswirkt?

Eine Studie der schwedischen Regierung zeigte, dass sich in den letzten 25 bis 30 Jahren die psychische Gesundheit der Jugendlichen stark verschlechtert hat, verglichen mit elf anderen europäischen Ländern. Die Schulleistungen haben dramatisch abgenommen, vor allem in den mathematischen Fächern. Eine unabhängige Studie, in der 1500 Lehrer befragt wurden, zeigte, dass Eltern ihre Aufgabe weniger gut wahrnehmen als früher. Sie wissen nicht, wie Grenzen setzen, und sie verstehen nicht, was ihre Kinder wollen und brauchen.

Was wird als Grund dafür angegeben?

Weil die Kinder fünf Tage die Woche betreut werden, glauben die Eltern, die Leute dort seien verantwortlich für ihr Kind. Ganz normale schwedische Mittelklasse-Eltern, schreibt die Autorin, wüssten nicht mehr, wie man Kinder grossziehe. In einer vierten Studie (vom renommierten Karolinska Institutet) wurde die Gesundheit der Frauen um die fünfzig untersucht. Über die Hälfte dieser Frauen hört frühzeitig auf zu arbeiten. Teilweise schon mit fünfzig. Das ist die erste Generation von Frauen, die Mutterschaft und Vollzeitarbeit kombinieren mussten. Die Gründe sind psychosozialer Natur. Sie sind erschöpft. Das sind vier Studien, die zusammen eines zeigen: Vielleicht ist das schwedische Modell doch nicht so ein Erfolg.

Was die schlechte psychische Gesundheit der Jugendlichen angeht, muss auch noch gesagt werden, dass es in Schweden praktisch keine Kinder gibt, die in Armut aufwachsen. Warum geht es Kindern in ärmeren Ländern psychisch besser als den schwedischen?

Die erste Generation schwedischer Kinder, die in Krippen betreut wurde, ist jetzt erwachsen. Was sagen diese Leute? Gibt es Vorwürfe an die Adresse der Eltern?

Manche kritisieren ihre Eltern, manche nicht. Sie fragten mich: «Ist Schweden ein gutes Land für Familien und Kinder?» Ja, wenn man das System gut findet. Möchte man es aber anders machen, als die Regierung will, wird es schwierig. Eltern, die ihre Kinder länger zu Hause haben möchten als die vorgegebenen achtzehn Monate – so lange dauert der bezahlte Babyurlaub –, und Eltern, die ihre Kinder gar selber grossziehen wollen, werden sozial marginalisiert. Es gibt kritische Fragen: jedes Mal, wenn man mit dem Kind zum medizinischen Check-up geht; die Nachbarn fragen:

«Vielleicht ist das schwedische Modell doch nicht so ein Erfolg.»

«Warum sind Ihre Kinder nicht in der Krippe?» Ich gehöre einer Organisation an, Haro, die sich dafür einsetzt, dass man mit den Kindern zu Hause sein kann. Allen Mitgliedern geht es gleich: Man wird ausgeschlossen, komisch angeguckt, in den Medien kritisiert. In jeder Behörde, mit der man zu tun hat, spürt man eine feindliche Gesinnung.

Kommt jemand von der Sozialbehörde vorbei und fragt die Mutter: «Warum sind Sie zu Hause?»

Nein, es läuft anders. Ein Beispiel: Sie gehen mit dem Baby zum ärztlichen Untersuch, der selbstverständlich gratis und gut organisiert ist. Typischerweise wird die Ärztin sagen: «Das Baby ist jetzt sechs Monate alt, ich hoffe, Sie denken daran, dass es mit *day care* beginnt, wenn es einjährig ist. Es tut ihm gut.» Der bezahlte Elternurlaub dauert sechzehn Monate, das ist lang. Damit kann sich Schweden brüsten. Was nicht gesagt wird: dass es schwierig wird, wenn man es anders machen will. Kommt man wieder bei

der Ärztin vorbei, wenn das Kind zwölf Monate alt ist, wird sie sagen: «Ich hoffe wirklich, Ihr Kind ist jetzt in der Tagesstätte angemeldet.» Als unser Baby achtzehn Monate alt war und meine Frau zum Check-up ging, sagte man ihr: «Was, Ihr Kind ist nicht in der Krippe? Wissen Sie, es muss da hingehen, und Sie müssen arbeiten.» Das ist die Botschaft. Der Druck ist enorm. Man muss stark und entschieden sein, um dem etwas entgegenzusetzen. Weil: Alle machen es so. 92 Prozent der Kleinkinder zwischen achtzehn Monaten und fünf Jahren sind in einer Tagesstätte.

Fünf Tage die Woche?

Ja. Es gibt neuerdings einen Trend, die Kinder vor fünf Uhr abzuholen. Das zeigt, dass es den Eltern vielleicht nicht so wohl ist. Natürlich wird das in den Medien kritisiert. Dort heisst es, das mache jenen, die ihre Kinder nicht früher abholen können, ein schlechtes Gewissen.

Wächst die Gruppe jener, die ihre Kinder selber grossziehen?

Wachsen wäre zu viel gesagt, aber sie wird nicht kleiner. Und sie wird definitiv lauter.

Werden diese Eltern in den Medien lächerlich gemacht?

Ziemlich. Aber das sind starke Leute, die geben zurück. Sie würden sich wundern, wenn Sie einige dieser schwedischen Mütter träfen. Die können sich ausdrücken und sich wehren. Das Paradoxe ist, dass den Eltern quasi gesagt wird: «Gebt uns euer Kind, wir schauen für dieses.» Die Eltern geben Verantwortung ab. Dann beginnen die Kinder mit vierzehn Jahren Schwierigkeiten zu machen. Und schon tönt es in den Medien: Wo sind die Eltern? Wenn Sie Ihr Kind von klein auf dem Staat überlassen, werden Sie logischerweise nicht viel Einfluss auf dieses haben, wenn es vierzehn ist. Schauen Sie hingegen selber zu Ihrem Kind, sind Sie da, bevor es morgens zur Schule geht und wenn es heimkommt, haben Sie eine gute Chance, die Teenager-Phase gut zu managen.

Die Eltern sehen ihre Kinder ja am Morgen, am Abend und am Wochenende.

Genügt das? Sagen wir, eine Familie wohnt hier in Uppsala und arbeitet in Stockholm. Die Eltern geben ihre Kinder um 7 Uhr in der Tagesstätte ab für Vorschulaktivitäten. Um 8.30 Uhr beginnt die Schule, die Kinder sind bereits müde und hungrig, weil es zu



«Die Eltern geben Verantwortung ab»: Unternehmensberater Himmelstrand.

viele Kinder und zu wenige Erwachsene hatte. Es folgt ein Tag Schule, danach kommen nachschulische Aktivitäten. Im schlimmsten Fall werden die Kinder erst um 18 Uhr abgeholt. Diese verbringen so wenig Zeit mit ihren Eltern, und die Lehrer haben auch nicht die Ressourcen, sich um jedes Kind zu kümmern. Was machen die Kinder? Sie müssen jemandem emotional nahe sein, also finden sie einen Freund. Der Mensch braucht Bindungen – normalerweise in der Familie –, um sich zu schützen und andere auszuschliessen. Binden sich die Kinder an andere Kinder, werden Lehrer und Eltern ein Stück weit ausgeschlossen. Doch Bindungen an andere Kinder sind wackliger als familiäre. Kinder können grausam sein und andere ausschliessen. Das führt zu grossen Verletzungen.

Nochmals: Die Studien, die ich erwähnt habe, geben zusammen ein klares Bild: Es ist nicht gut. Wenn aber die schwedische Regierung recht hätte und ihre Familienpolitik so super wäre, wie sie sagt, müssten die Kinder und Jugendlichen gesünder sein, besser lernen, glücklicher sein, und das ist definitiv nicht eingetreten. Ausserdem dürfen wir eines nicht vergessen: Auch Soziales wird von Generation zu Generation weitergegeben. Wenn diese Kinder nicht erleben, wie Familie und Elternschaft funktioniert, werden sie es später, sobald sie eigene Familien haben, noch schlechter machen. Und bald könnte das ganze Wissen um Elternschaft verloren sein, was für den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft gefährlich wäre.

Es könnte sein, dass, wer als Kind in die Krippe musste, später sagt: «Für meine Kinder bleibe ich zu Hause.» Kann man so etwas beobachten?

Schweden hat kein Interesse daran, diese Dinge genauer anzuschauen. Obwohl mein Land eine hohe Reputation in Bezug auf seine Forschung geniesst. Die Krippen-Politik, seit rund dreissig Jahren installiert, ist ein riesiges soziales Experiment...

... das man evaluieren müsste.

Genau. Aber die Regierung will nicht. Ich habe gehört, dass ein schwedischer Minister danach gefragt wurde, und er sagte: «Wir können die Verantwortung für allfällige Resultate einer solchen Studie nicht übernehmen.» Es könnte sich ja zeigen, dass das Ganze nicht gut ist. Und dann? Der Ruf Schwedens könnte mit ein oder zwei Untersuchungen zerbröseln. Darum werden Leute wie ich, die ihre Kinder selber grossziehen wollen und das laut sagen, so hart angegangen.

Handelt es sich bei Ihnen und Ihren Gesinnungsgenossen um Aussenseiter?

Wir sind vergleichsweise wenig Leute. Aber wir werden gehört. Haro und das von mir gegründete Mireja Institute sind jedem Politiker ein Begriff. Drei oder vier prominente Kolumnisten teilen unser Anliegen. Hin und wieder gibt es ein Fernsehprogramm zum sogenannten *housewife issue*, wo jeweils jemand von Haro eingeladen wird. In diesen Sendungen kommen die Hausfrauen immer sehr gut rüber: Sie sind glücklich, enthusiastisch, sie lieben ihre Arbeit. Ihnen gegenüber sitzt jeweils eine schwedische Feministin, die wütend aussieht, verbissen und unglücklich. Verstehen Sie mich nicht falsch. Es gibt sehr positive Aspekte der schwedischen Geschlechterpolitik. Darüber sind sich alle einig. Alle. Was wir hinterfragen, sind die extremen Fifty-fifty-Forderungen: fünfzig Prozent der Feuerwehrleute Frauen, fünfzig Prozent Männer. Fifty-fifty in der Kinderbetreuung, bei der Polizei. Man glaubt, sobald das erreicht ist, wird das Nirwana kommen.

Für die Frauen zahlte sich diese Politik aus. Wenn wir die Kinder beiseitelassen.

Absolut. Niemand sagt, dass eine Frau, die zur Feuerwehr will, das nicht können soll. Die Frage ist nur, sollen wir sie zwingen? Das müsste man, wenn man fünfzig-fünfzig möchte. Viele Frauen möchten aber frei wählen. Und vielleicht zeigt es sich dann, dass mehr Frauen bei den Kindern bleiben möchten als Männer und mehr Männer zur Feuerwehr möchten. Weil es gewisse Unterschiede gibt zwischen Mann und Frau. Doch laut der schwedischen Regierung gibt es die nicht. Es ist alles nur ein soziales Konstrukt.

Glaubt das Volk das?

Nein.

Lacht man darüber?

Spricht man mit den Leuten, sagen sie, jeder sehe doch, dass es einen Unterschied gebe. Junge Leute glauben es noch eher, es wird ihnen ja in der Schule eingetrichtert. Sie glauben es so lange, bis sie eigene Kinder haben.

Was sind das für Frauen, die ganz zu Hause bleiben?

Es hat kaum Hausfrauen im eigentlichen Sinn darunter. Das sind keine Mütter, die nur zu Hause sitzen. Sie haben eigene kleine Geschäfte, oder sie engagieren sich politisch. Und sie haben kaum Mühe, später wieder in den Arbeitsmarkt einzutreten. Es ist ein Mythos, dass sie für den Rest ihres Lebens zu Hause versauern.

Wie sieht es in den Chefetagen aus? Hat Schweden eine grosse Zahl von Frauen vorzuweisen?

Eine britische Studie zeigte, dass Schweden hier schlecht abschneidet. Die USA hat viel mehr Managerinnen. Ein weiteres Resultat

Jonas Himmelstrand

Der selbständige Unternehmensberater arbeitet seit dreissig Jahren für Unternehmen und Organisationen in den nordischen Ländern, in England und Mexiko. Seine Themen sind Team-Zusammenhalt und Teamwork, Leadership und berufliche Entwicklung. Er gibt Workshops und bildet Auszubildende aus. Auch ist er als Einzelmentor tätig. Als er Vater wurde, fiel ihm auf, was sich in seinem Heimatland geändert hat. Man ist nicht mehr zu Hause bei den Kindern, man gibt sie in vom Staat bereitgestellte Krippen, fünf Tage die Woche. Er und seine Frau wollten das nicht. Sie fanden andere, die das auch nicht wollten. Himmelstrand gründete das Mireja Institute, das sich mit Fragen zu Bindung und Beziehungen innerhalb der Familie auseinandersetzt. Das Institut ist politisch und religiös unabhängig. Himmelstrand schrieb auch ein Buch: «Att följa sitt hjärta – i jantelagens Sverige» (Folge deinem Herzen – in der sozialen Utopie Schwedens). Er ist ein guter Redner und wird gerne an internationale Kongresse eingeladen. In Schweden selber werden seine Warnworte weniger gern gehört. (dn)

ist, dass Schweden einen der segregiertesten Arbeitsmärkte der Welt hat. Nicht nur verglichen mit westlichen Ländern. Frauen in Schweden arbeiten vor allem in der Kinderbetreuung, in der Schule oder im Gesundheitswesen. Die Lohnunterschiede sind auch nicht klein. Am geringsten sind sie in Italien und Spanien. Die Autorin der Studie begründet das so: Frauen in Spanien oder Italien entscheiden sich aus freiem Willen für den Beruf, also sind sie motiviert und kompetitiv. In Schweden dagegen haben wir eine durch die Regierung kontrollierte Mutterschaft, Frauen werden unter Druck gesetzt, zu arbeiten. Der schwedische Premierminister sagte vor Weihnachten: «Ich möchte die schwedischen Frauen befreien, so dass sie alle voll arbeiten können.» **Sie schrieben ein Buch, zu Deutsch etwa: Folge deinem Herzen – in der sozialen Utopie Schwedens. Weshalb?**

Meine Frau ist aus der Schweiz. Ich war vierzig, als wir das erste Kind hatten. Ich erinnerte mich an meine eigene Kindheit. Wir spielten immer draussen mit den anderen Kindern. Und die Eltern waren verfügbar. Meine Frau und ich arbeiteten beide unabhängig, sie als Geigenlehrerin, ich als Unternehmensberater, wir konnten uns die Zeit selber einteilen. Wir richteten es also so ein, dass immer einer von uns zu Hause war. Als unser Ältester drei Jahre alt war, wollte ich

mit ihm einmal auf einen Spielplatz. Aber wo waren die Kinder? Es waren keine da. Da sah ich sie. Dort drüben waren sie, mit Betreuerinnen und einem Zaun um sie herum. Plötzlich sah ich alles, was geschehen war, seit ich ein Kind war; was sich in dreissig Jahren alles verändert hatte. Sie nahmen all die frei spielenden Kinder, taten sie hinter einen Zaun, in grosser Zahl, überwacht von ein paar Leuten, die sie nicht kannten. Für meine Frau war es sonnenklar, dass wir unsere Kinder selber grossziehen. Ich begann, mich mit der Sache auseinanderzusetzen, las viel und machte mit unseren Kindern viele schöne Erfahrungen. Ich entwickelte mich in die eine Richtung, während die schwedische Gesellschaft in die andere Richtung ging. Mit dem Buch versuchte ich zu verstehen, wie es dazu kam, dass ich, ein Schwede, mich plötzlich in kompletter Opposition zur herrschenden Philosophie meines Landes wiederfand.

Wurden Sie und Ihre Frau scheel angeguckt, gab es Kommentare von Nachbarn?

In den neunziger Jahren, als unser Ältester klein war, war es akzeptierter als heute. Damals gab es auch noch Spielgruppen, wo die Kleinen mit anderen Kindern spielen konnten, die Mütter dabei. Was etwas ganz anderes ist, als wenn die Kinder von irgendeinem verhinderten Pädagogen betreut werden, der den Kindern vorschreibt, was sie zu tun haben. Heute gibt es das kaum mehr. Die Entwicklung hat sich in den letzten zehn Jahren verschärft. Ist man heute tagsüber mit Kindern draussen, wird man komisch angeschaut – warum sind die nicht in der Krippe?

Ich bin auch so aufgewachsen: draussen mit anderen Kindern. Wir spielten einfach.

Ja, und heute müssen die Kinder von früh bis spät pädagogisch überwacht werden. Freies Spiel gibt es kaum mehr. Es gibt Vorschulaktivitäten, dann Schule, dann Nachschulaktivitäten. Vor der Schule sind die Kinder in Gruppen von bis zu 35 Kindern und einem Lehrer. Natürlich kommt es da zu Reibereien und Konflikten. Also sagt die schwedische Regierung: «Wir müssen ihnen Werte beibringen.» Aber wie soll das gehen mit einem Erwachsenen auf dreissig Kinder?

War es einfach, einen Verlag für das Buch zu finden?

Nein. Niemand wollte es veröffentlichen. Zumal es 600 Seiten dick ist. Also brachte ich es selber heraus.

Wie war das Echo?

Es gab keines, jedenfalls in den Medien. Aber ich erhielt viele, viele Briefe. Die Leute schrieben: «Wunderbar, vielen Dank!» Es ist für eine Gesellschaft nicht

gut, wenn so viele Menschen gezwungen werden, etwas gegen ihre innere Überzeugung zu tun. Es beeinflusst die Demokratie negativ, wenn eine Regierung kontrollieren will, wie die Leute ihr Leben leben.

Ihr Buch war in den Medien kein Thema. Wie kam es, dass Sie an einem von der Uno organisierten Expertenmeeting in New York und einem Workshop einer EU-Kommission in Brüssel sprachen?

Ich las an einem politischen Happening in Schweden aus meinem Buch. Ein Parlamentarier hörte das und fragte mich an, ob ich an einem Seminar mit der Regierung reden würde. Ich sagte: «Klar.» Ich bin es gewohnt, ein- oder zweistündige Vorträge zu halten. Dort hatte ich fünfzehn Minuten. Ich bereitete diese fünfzehn Minuten gut vor. Es waren etwa dreissig Parmentaria-

«Heute müssen die Kinder von früh bis spät pädagogisch überwacht werden.»

rier da, sie kritisierten nichts. Natürlich hatten sie diese oder jene Zahlen schon gehört, aber ich hatte alles schön zusammengetragen. Der Vortrag war sechs Seiten lang. Ich dachte, jetzt habe ich alles aufgeschrieben, da kann ich es auch ins Englische übersetzen und ins Internet stellen. Das war der Startschuss. Letztes Jahr sprach ich in acht Ländern über Aufstieg und Fall der schwedischen Familienpolitik.

Werden Sie, nachdem Sie internationale Auftritte hatten, auch in Schweden mehr beachtet?

Es gibt eine christliche Zeitung hier in Uppsala, die schreibt über alles, was ich mache. Sonst ist Stille. Man schreibt nichts Kritisches über die Fremdbetreuung von Kindern.

Klar, viele Journalistinnen und Journalisten sind selber Eltern. Sie müssten sich mit der Frage befassen, ob das, was sie machen, für ihre Kinder allenfalls schädlich ist.

Genau. Sie müssen ihre Entscheidung rechtfertigen. Alles andere würde zu viele Gefühle auslösen. Bei den Parteien sind es die Christdemokraten, die am ehesten eine Diskussion auslösen könnten, aber sie sind in die Regierung eingebunden und bleiben auf Kurs. Deshalb wird es in naher Zukunft wohl keine breite Diskussion über das Thema geben. Vor zehn Jahren gab es im nationalen Fernsehen einen Beitrag darüber, dass unsere Krippen und Horte nicht gut genug sind und einige Kinder Schaden nehmen. Es blieb auffallend still, keinen Artikel darüber, nichts. Das zu sagen, ist politisch nicht korrekt. Schweden ist wie die Familie eines Alkoholikers. Alle wissen, dass Vater trinkt, aber niemand sagt etwas. Alle wissen, dass es

unseren Kindern nicht gutgeht, aber niemand sagt etwas. Wir leben in einer dysfunktionalen Gesellschaft.

Es ist kurios: Alle Eltern wollen das Beste für ihre Kinder – Musikunterricht, Tanzkurs, Förderung überall, die tollsten Kleider. Und dann überlässt man sie Leuten, die man kaum kennt, ganze Tage lang. Die sagen natürlich, es ist alles super, Lea gefällt es sehr. Das müssen sie ja sagen.

Kürzlich gab es dazu einen Fernsehbeitrag. Eine Krippen-Betreuerin gab zu, den Eltern nicht alles zu sagen. Sie würden sich sonst zu sehr sorgen. «Also sagen wir, wenn sie fragen, alles laufe tipptopp», erklärte sie. Die Befürchtungen der Eltern zu zerstreuen, ist ihr Job. Vor einigen Jahren schrieben ein bekannter schwedischer Psychiater, eine Erziehungsexpertin und eine Psychologin ein Buch: «Krippe für unter Dreijährige, gut oder schlecht?». Sie sagten, die Krippen seien in Schweden nicht gut genug, einige Kinder würden geschädigt. Auch die Leute, die dort arbeiten, würden verletzt. Denn sie könnten den Job nicht so machen, wie sie müssten. Die Gruppen sind zu gross. In den achtziger Jahren durften in der Gruppe der Kleinsten [unter drei Jahre] nicht mehr als zehn Kinder sein. Diese Regelung fiel weg, jetzt sind es bis zu siebzehn. Bei drei Betreuerinnen. Wenn eine krank ist, sind es bloss noch zwei, es gibt keinen Ersatz. Wenn zwei krank sind, noch eine. Das kommt regelmässig vor. Diese eine Person muss sich bei siebzehn Kleinkindern um Windeln und Essen kümmern. Ein Krippenplatz kostet 15 000 Euro im Jahr. Wollte man mehr Personal einstellen, wäre man bald bei 20 000 bis 25 000 Euro. Schweden kann sich das nicht leisten.

Was kostet der Krippenplatz die Eltern?

Praktisch nichts. Er ist zu neunzig Prozent subventioniert.

Wer könnte das alles ändern?

Ich glaube, es muss zuerst noch schlimmer werden, bevor es besser wird. Und es wird von Monat zu Monat schlechter. Neustens dürfen die Kinder nur noch von pädagogisch ausgebildeten Personen betreut werden. Auch am Morgen früh, bevor sie zur Schule gehen. Die Eltern sagen: «Lasst unsere Kinder doch wenigstens am Morgen frei spielen.» Die Regierung sagt: «Nein.» Schon Zweijährige haben Pädagogen als Betreuer. Psychiater sagen zwar, das mache keinen Sinn. Die sind noch gar nicht empfänglich für Pädagogik. Die brauchen Bindung. Kinderpsychologen wissen, dass freies Spiel für kleine Kinder enorm wichtig ist. Freies Spiel in einer Umgebung, in der sie sich geborgen fühlen. Natürlich, wenn die Kinder alle brav dasitzen und etwas «pädagogisch Sinnvolles» tun müssen, braucht es weniger Personal. Ich glaube, es geht insgeheim ums Sparen. ○



Für ein Baby ist es schöner, die Welt nah bei der Mutter und aus ihrem Blickwinkel zu erleben, als von unten an eine Decke zu starren.

Brust statt Nuggi

Eine Titelgeschichte des *Time Magazine* bringt den Kinderarzt Bill Sears nach zwanzig Jahren wieder ins Gespräch. Seine Erkenntnisse: Lang gestillte Kinder seien ausgeglichener, das Baby solle nah bei der Mutter sein. Kritiker behaupten, das führe zur Abhängigkeit. *Von Daniela Niederberger*

Das Cover des amerikanischen *Time Magazine* erregte letzte Woche Aufsehen: eine junge Frau, die ihrem auf einem Stuhl stehenden dreijährigen Sohn die Brust gibt. Mit dem Foto wurde auf ein Porträt des in den USA bekannten Kinderarztes Bill Sears aufmerksam gemacht, der das sogenannte «attachment parenting» propagiert, vom Magazin als «extreme parenting» bezeichnet.

Worum geht es? Sears hat mit seiner Frau vor zwanzig Jahren «The Baby Book» geschrieben, ein 767 Seiten dicker Leitfaden für werdende Eltern. Das Buch wurde 1,5 Millionen Mal verkauft und in achtzehn Sprachen übersetzt. Darin findet sich alles, was Eltern wissen müssen, in anschaulicher Sprache. Sie hätten aus ihrer Erfahrung geschöpft, schreiben Bill und Martha Sears im Vorwort. Sie ist Krankenschwester, gemeinsam haben sie acht Kinder, eines davon adoptiert. Andererseits sahen sie

in dreissigjähriger Praxis Tausende von Babys und Eltern. Sie beobachteten besonders jene Eltern, die ruhige, zufriedene Babys hatten und notierten sich, was diese machten beziehungsweise nicht machten. Sie nannten das Ganze «bindungsorientierte Elternschaft». Was nun einen Titel habe, sei nichts anderes, als das, was Mütter jahrtausendlang taten und was eine Mutter instinktiv täte, würde ihr nichts anderes eingeredet. Es basiert auf drei Pfeilern: dem Stillen, dem Tragen und dem Schlafen im Elternbett.

Die ungestillten Bedürfnisse

In den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren wurden Mütter angehalten, Milchpulver zu geben. Stillen war out. Das Baby schlief im eigenen Bettchen, am besten im eigenen Zimmer, und wenn es schrie, so liess man es: Das stärke seine Lunge und seine Selbstregula-

tionsfähigkeit. Es versteht sich von selbst, dass Sears nichts davon hält, Babys schreien zu lassen. Ein Baby schreie nicht, um die Mutter zu nerven, sondern, weil etwas nicht stimme.

Mittlerweile ist das, was das Ehepaar Sears vertritt, längst Mainstream, auch bei uns. Extrem ist daran nichts. Selbst Väter tragen ihren Nachwuchs herum, Mütter stillen wieder, und viele Babys schlafen nachts neben der Mutter, was das Stillen einfacher macht. Bill Sears rät den Frauen, den Kindern mindestens ein Jahr lang die Brust zu geben und nachher so lange, wie es für beide stimmt. Der Schritt von der «oneness», der Einheit mit der Mutter, zur «Separiertheit» solle nicht zu schnell erfolgen und erst, wenn das Kind bereit sei. Komme er zu früh, könne das im Kind zu Wut, Aggression und Ängstlichkeit führen. Umgekehrt habe er beobachtet, dass genügend lang gestillte Kinder unabhängiger seien, ausgeglichener,

sie vertrauten leichter und seien einfacher zu disziplinieren.

Kritiker sagen, überlang gestillte Kinder würden zu stark von der Mutter abhängig. Sears schreibt, das Gegenteil sei wahr. Sicher gebundene Kinder trennten sich später leichter und seien selbstsicherer. Und er fragt: «Wer empört sich, wenn er einen Zweijährigen sieht, der an der Flasche nuckelt?» Niemand. Auch Nuggis sind allüberall. Das Bedürfnis zu nuckeln könne bis übers zweite Lebensjahr hinaus anhalten, schreibt er. «Ein gestilltes Bedürfnis verschwindet. Ein ungestilltes kann später wieder auftauchen und Probleme machen.»

Mit seinem Rat ist Sears nicht so extrem, wie die Kritiker behaupten. Die Ernährungskommission der Schweizerischen Gesellschaft für Pädiatrie rät, 4 bis 6 Monate ausschliesslich zu stillen, anschliessend so lange, wie es für beide stimmt. Gestillte Kinder, sagt Präsident Christian Braegger, seien weniger häufig übergewichtig, hätten später einen tieferen Blutdruck, bessere Cholesterinwerte und einen höheren IQ. In traditionellen Kulturen Asiens und Afrika wird im Schnitt 3 bis 4 Jahre gestillt. Der Koran schreibt mindestens zwei Jahre und der Talmud sogar drei Jahre vor.

Ausgelaugte Mütter

Was das Tragen angeht, scheint es offensichtlich, dass es für ein Baby schöner ist, die Welt nah bei der Mutter und aus ihrem Blickwinkel zu erleben, als von unten an eine Decke zu starren. In Sachen Baby im Bett wurde Sears einmal in einer TV-Sendung gefragt: «Dr. Sears, wie viele Eltern machen dieses neue Ding?» «Welches neue Ding?», wollte er wissen. Bis er merkte, dass die Journalistin über das Schlafen sprach. Er sagte, das «neue Ding» sei, getrennt zu schlafen. In anderen Kulturen sei Ersteres normal. Eine Forscherin der WHO, die auf den Fidschi-Inseln Schlafgewohnheiten der Eingeborenen studierte, musste die Frage hören: «Ist es wahr, dass amerikanische Mütter ihre Kinder nachts in Käfige stecken?»

Generell soll das Kind gemäss Sears so viel wie möglich bei der Mutter sein. Kritiker schreiben von ausgelaugten Müttern, die ein schlechtes Gewissen hätten, wenn sie mal eine Minute nicht beim Kind seien. So, sagt Sears, habe er es nicht gemeint.

Bill Sears ist 72 Jahre alt, pensioniert und «eindrücklich fit», wie die Journalistin des *Time Magazine* feststellte, er, der als «übergewichtiger Fleischfresser» aufgezogen wurde, wie er selber sagt. Seine Jugend war wenig glücklich, der Vater verliess die Mutter nach der Geburt, diese zog zu ihren Eltern. Sears ging in eine katholische Schule. Der Junge musste in der Nachbarschaft Rasen mähen und Ähnliches, um mitzuhelfen, das Schulgeld zu bezahlen. Damals fand er es nicht lustig. Aber: «Es gab mir eine gute Arbeitsethik.» Nach dem Gymnasium trat er in ein Priester-

seminar ein, doch kam der Wunsch nach einer eigenen Familie auf. Also studierte er Medizin. Während der Ausbildung lernte er die Krankenschwester Martha kennen. Auch sie stammte aus katholischem Elternhaus, und auch sie hatte eine schwierige Jugend gehabt. Die Mutter war schizophran, und der Vater erkrankte, als das Mädchen vier war. Bill und Martha heirateten früh, und als das erste Baby 1967 zur Welt kam, mussten beide arbeiten, weil er als Assistenzarzt nur einen kleinen Lohn hatte. Er brachte ihr den Kleinen jeweils zum Stillen ins Spital. Ansonsten schlief das Baby im Gitterbett, von etwas anderem hatten die jungen Eltern noch nie gehört. Martha Sears las «Dr. Spock's Baby and Child Care», den damals gängigen Ratgeber. Doch als sie zum Abschnitt kam, wo stand, wenn das Kind schreie und zum Bett rauswolle, solle man es liegen lassen, selbst wenn es erbreche, tat sie das Buch weg.

Die ersten drei Kinder, alles Buben, waren «easy», das vierte, ein Mädchen, war ein unruhiges Baby. Martha Sears merkte, dass das Baby weniger schrie, wenn sie es nachts zu sich nahm. Und sie selber war am Morgen weniger gerädert, weil sie nachts nicht rausmusste, sondern im Liegen stillen konnte.

Ein Kind kam mit dem Down-Syndrom zur Welt. Ein behindertes Kind grosszuziehen, sei eine Familienangelegenheit, schreibt das Ehepaar Sears. Wenn die Geschwister mithelfen, mildere das ihre Egozentrik und mache sie empathischer und sensibler.

Die Sears entfernten sich zwischenzeitlich von der katholischen Kirche, um sich den Evangelisten zuzuwenden. In einer evangelistischen Ausgabe ihres «Baby Book» schreiben sie: «So viele Babys in unserer Kultur werden nicht so umsorgt, wie Gott das wollte, und wir als Nation zahlen den Preis.» Das Ehepaar Sears hat zweifellos eine Mission: «nurturing our children for a compassionate world» (unsere Kinder zu nähren, dass die Welt mitfühlender wird).

Unterdessen ist das Ganze zum Familienunternehmen geworden. Die drei ältesten Söhne sind alle Ärzte. Zwei arbeiten in der väterlichen Praxis in Kalifornien. Der älteste Sears, Jim, moderiert die TV-Show «The Doctors!» mit. Er sagt, sein Vater werde oft missverstanden: «Viele denken, wenn sie «attachment parenting» hören, an eine Mutter mit einem Neugeborenen auf der einen Hüfte, einem Zweijährigen auf der anderen und einem Dreijährigen auf dem Rücken. Und sie hat seit anderthalb Wochen nicht mehr geduscht. Meine Eltern haben das nicht so gemacht, aber viele ihrer Leser.»

Die Familie hat eine Website, dort treten der Vater und die Söhne als Dr. Bill, Dr. Jim, Dr. Bob und Dr. Peter auf. Es gibt ein Heft, das man abonnieren kann, und die Organisation Attachment Parenting International mit Ablegern in diversen Ländern. Bill Sears wirbt für Bio-Lachs, Geissenmilch und bietet eine Online-Ausbildung zum Ernährungscoach an. ○



Alte Debatte, neu lanciert: Time Magazine.



Umsorgt: «bindungsorientierte Elternschaft».



Für eine mitfühlende Welt: Kinderarzt Sears.



Er war im Herzen immer ein Eisenböhner gewesen: der verstorbene Kurt Felix (1941–2012) in seinem Haus in St. Gallen, 2004.



Nachruf

Wie Victorinox und Toblerone

Erinnerungen an Kurt Felix.

Von Hannes Bichsel

Ich bin der Kurt.» So begrüßte mich der Leiter des Ressorts Quiz & Spiele, als ich ihm 1974 erstmals in seinem Büro am Leutschenbach gegenüber sass. Der grosse Kurt Felix, dem mit seinem «Teleboy» ein paar Monate zuvor ein Fernseh-Knaller gelungen war, bot dem zehn Jahre jüngeren Greenhorn einfach das Du an. Ich fühlte mich geehrt, mochte ihn auf Anhieb. Wenn ich aber erwartet hatte, bei ihm eine Art Lehre absolvieren und gelegentlich kleine Arbeiten ausführen zu dürfen, hatte ich mich getäuscht. Kurt Felix betrachtete mich in seiner kleinen Redaktion vom ersten Tag an als vollwertiges Mitglied und übertrug mir sogleich Verantwortung.

«Willst du für mich «Versteckte Kamera» machen?», fragte er. Und: «Kannst du Sketche schreiben für Tante Elise und Onkel Fritz?» Ich versuchte es. Kurt war von den Ergebnissen angetan. Ich war sein Mann. So kam es, dass ich in den folgenden Jahren Dutzende von Filmen produzierte, Sketche schrieb und so einiges mehr. Die Inhalte für die Shows kreierte wir im Duett, am liebsten ausserhalb des Büros.

«Man hat immer eine Idee, man kann sich dazu zwingen», sagte er. «Wenn ich mal keine Idee habe, gehe ich für eine Stunde in den Wald, dann komme ich garantiert mit einer Idee zurück.»

Kurt Felix hatte das Handwerk bei Wysel Gyr gelernt. Die Drehbücher für die Sendungen waren bis ins letzte Detail ausformuliert. Wer das Drehbuch in der Produktionsphase in die Hand bekam, sah die fertige Sendung vor sich. Keine offenen Fragen.

Kurt Felix war der Captain, ich sein Copilot. Vertrauen und Zuverlässigkeit waren oberstes Gebot. Wir schwammen auf einer Erfolgswelle. «Teleboy» war ein Ereignis für alle Generationen. Man musste die Show gesehen haben, um am Montag im Büro, in der Schule oder im Altersheim mitreden zu können.

Wir Mitarbeiter gaben alles für Kurt und den Erfolg. Wochenlang lag ich mit dem Kamerteam auf der Lauer, bis wir für die «Versteckte Kamera» genügend Material beisammen hatten. Meist verschanzten wir uns in einem alten Renault. Im Lieferwagen war es im Sommer brütend heiss, im Winter klirrend kalt. Kilometer von 16-mm-Film mussten durch die Filmentwicklung, bis man erste Resultate beurteilen konnte. Wenn Kurt in den Schneiderraum kam und sagte: «Genau so hätte ich es auch gemacht», waren alle Strapazen vergessen. >>>

Eine Rubrik im «Teleboy» war der Pointenwettbewerb. Die erste Hälfte einer Szene wurde in der Sendung angespielt, und die Zuschauer wurden aufgefordert, sich eine witzige Fortsetzung auszudenken und einzuschicken. Die fünf besten Pointen wurden verfilmt und mit dem schweizerischsten aller Preise – einem Goldvreneli im Keramik-Teleboy – belohnt und in der nächsten Sendung gezeigt. Tausende von Ideen flatterten per Postkarte ins Haus. Jeder im kleinen Team verbrachte seine Abende und Wochenenden mit Kisten voller Postkarten, um die witzigsten Einsendungen auszumachen. Auch die Sekretärin und Kurt selber nahmen Kartonschachteln mit nach Hause.

Kurts Inspirationsantenne war permanent auf Empfang. Ein Beispiel: 1976, Fussball-EM in Jugoslawien. Finale Deutschland – Tschechoslowakei, Penaltyschiessen. Beim Stand von 3:4 versemmt Uli Hoeness, Deutschland verliert. Kommt doch am nächsten Tag Kurt Felix ins Büro und sagt: «Ich habe eine Idee für den

Kurt bestellte jedes Mal einen Riesling und eine Forelle blau, später einen Villiger-Kiel.

Pointenwettbewerb: Wir zeigen, wie der Hoeness übers Tor schießt, halten den Film an und fragen die Zuschauer, was er in diesem Moment wohl gesagt hat. Wie findest du das?»

«Nicht machbar», sagte ich. «Für die Verfilmung der besten Einsendungen brauchten wir ja dann Uli Hoeness, der die prämierten Vorschläge in die Kamera schauspielert.»

«Genau», sagte Kurt. «Versuch es einfach.»

Also rief ich FC-Bayern-Manager Robert Schwan an, um ihm die Idee vorzutragen. Antwort: «Keine Anfragen am Telefon, kommen S' nach München.» Kurt darauf: «Läuft ja super. Flieg hin.»

Die Unterredung mit Herrn Schwan dauerte zwei Minuten. Am Dienstag um 18 Uhr solle ich seinen Spieler am Flughafen abholen. Zurück in Zürich, organisierte ich das Letzigrundstadion und ein Kamerateam. Mit mulmigem Gefühl fuhr ich am Dienstag zum Flughafen. Tatsächlich kam Uli Hoeness raus, im Trainingsanzug und mit Sporttasche. Zwar hatte er das deutsche Nationaldress dabei, sonst aber keinen blassen Dunst, was wir vorhatten. Er wusste nur, dass er die letzte Maschine nach München nicht verpassen durfte. Es blieben uns zweieinhalb Stunden für die Übung. Die grösste Schwierigkeit war nicht etwa das Sprechen der fünf Zuschauerpointen, das machte Hoeness gut. Allerdings musste er vor jeder Pointe erst genau so übers Tor schießen wie an der EM. Mal für Mal traf er jedoch ins Lattenkreuz, lauter Traumtore! Aber dann war alles im Kasten, wir waren rechtzeitig wieder am Flughafen. Und: «Tschüss, hat Spass gemacht.» Noch am gleichen Abend rief ich Kurt zu Hause an und rapportierte.

«Gut gemacht», sagte er. «Hab dir ja gesagt, es geht.» So war Kurt. Nichts war unmöglich. Er hatte von Wysel Gyr das Motto übernommen: «EsgibtkeineProbleme;esgibt nur Lösungen.»

Nichts überliess er dem Zufall, er war ein Perfektionist. Für die Umsetzung seiner Drehbücher brauchte er einen Regisseur, der ebenso akribisch arbeitete: Max Sieber. Kurt hatte ihn im Militär kennengelernt. «Willst du nicht auch zum Fernsehen?», fragte ihn Kurt. Max wollte, obwohl er bis anhin mit Medien nichts am Hut gehabt hatte. So einfach ging das damals. Sieber sollte über all die Jahre Kurts Regisseur bleiben, von «Grüezi mitenand» über «Teleboy» bis zu «Verstehen Sie Spass?». Wenn Kurt seine Wahl der engsten Mitarbeiter einmal getroffen hatte, dann blieb er dabei. Obschon er den Begriff «Verstecktes Kamera-Experiment» erfand, ging er in seiner Arbeit nie Experimente ein. Keine Risiken, nicht bei den Mitarbeitern, und im Programm schon gar nicht. Wenn man über einzelne Ideen diskutierte, galt für ihn nur ein Massstab: seine Mutter, die Frau Küenzler.

«Würde meine Mutter das verstehen?», fragte Kurt, und: «Würde sie das lustig finden?» Wenn ja, wurde die Idee umgesetzt. Ironie oder Pointen um zwei Ecken herum hatten keine Chance. «Das verstehen die Leute nicht», sagte er. Seine Mutter war eine einfache Frau, und für das einfache Volk machte Kurt seine Sendungen. Diese 75 Prozent der Schweizer ohne höhere Bildung bescherten ihm Traumquoten. Er wollte alle Rekorde brechen und schaffte das auch, in der Schweiz und später in Deutschland. Felix, der Quotenkönig.

Doch woher der Ehrgeiz des Anwalts der kleinen Leute? Seine Kindheit war von der Scheidung der Eltern und von Armut geprägt. Seine Siebensachen hatten auf einem *Leiterwägeli* Platz, als er zu den Pflegeeltern trottete. Da reifte in ihm der Entschluss, es eines Tages allen zeigen zu wollen.

Ein Leben wie der SBB-Fahrplan

Als Jugendlicher kam er irgendwie zu einem Tonbandgerät. Sofort begann er, Reportagen zu machen, und wusste: «Ich will zum Radio.» Sein Enthusiasmus für die Medien prägte ihn sein Leben lang und steckte auch seine Umgebung an. Den ersten Auftrag für eine Reportage erhielt er von Elisabeth Schnell: Für die Gratulationssendung auf Radio Beromünster musste er eine 100-jährige Jubilarin interviewen. Die Frau machte alle paar Sekunden «Chhch...» (er nannte das «Chöderlig»).

«So kann ich das keinesfalls ins Radiostudio bringen», dachte Kurt. Perfektionistisch, wie er war, schnitt er alle diese «Chhchs» heraus. Frau Schnell wunderte sich, dass eine 100-jährige so fließend rede wie eine Junge. Kurt musste die «Chöderlig» wieder reinkleben. Selbstverständlich hatte er die winzigen Tonbandschnipsel fein säuberlich aufbewahrt... Kurt war durchorganisiert. Er plante den nächs-

ten Tag, die nächste Woche, das ganze Jahr. Er brauchte eine fixe Struktur und liebte Rituale. Jahrelang gingen wir ins Restaurant «Tössegg» am Rhein, um Ideen auszuhecken und Konzepte zu entwickeln. Niemand wusste, wo wir waren (Handys gab es damals keine). Wir bekamen immer ein Sälì, in dem man ungestört war und niemand ein Autogramm von ihm wollte. Auf die Minute genau trafen wir jeweils auf dem Parkplatz ein, er von St. Gallen her, ich von Zürich. Kurt bestellte jedesmal einen Riesling und eine Forelle blau, später eine Villiger Kiel; dann konnte die Kreativsitzung beginnen. Wir gingen erst weg, wenn die Sendung im Detail feststand und alle Probleme gelöst waren.

Als die ersten Schweizer Autobahnen geplant wurden, beschloss Kurt, vor der Eröffnung die ganze Strecke abzumarschieren. Dies tat er im Laufe der Jahre bei jedem Streckenabschnitt. Es gibt keinen einzigen Kilometer des heutigen Autobahnnetzes, den er nicht zu Fuss zurückgelegt hätte. Er plante frühzeitig seinen Ausstieg auf das 50. Lebensjahr und den seiner lieben Ehefrau Paola (damals erst 40) gleich mit. Jetzt sollte der genussvolle Lebensabschnitt beginnen. Aber auch jetzt hatte er immer eine Idee, was am nächsten Tag, in den nächsten Wochen und im kommenden Jahr unternommen werden sollte. Er war im Herzen immer ein Eisenbähnler gewesen. Züge sind pünktlich, und man weiss, wann sie wo ankommen.

Das Archiv im Untergeschoss seines Hauses in St. Gallen ist nicht viel kleiner als das Bundesarchiv: Kurt sammelte jeden Artikel über sich und Paola, hatte diese fein säuberlich ausgeschnitten und aufgeklebt, chronologisch geordnet und griffbereit. Tausende von Presseartikeln, Tonträgern, Videokassetten – das dokumentierte Lebenswerk des berühmten Paares. Man könnte ein Museum daraus machen. War das der Plan? «Keine Ahnung, wofür das gut ist», sagte er. «Vielleicht schmeisse ich es eines Tages auch einfach weg.»

Und doch liebte er Überraschungen, aber nur die geplanten. So wie jeder gute Witz und jeder Krimi eine überraschende Wendung nimmt, so überraschte Kurt die Leute auf der Strasse mit unerwarteten Situationen und filmte sie dabei. Wenn die «Opfer» dann genau nach Plan reagierten, war der Film perfekt. War Kurt beim Dreh persönlich anwesend, bestand sein grösstes Vergnügen darin, die Situation selber aufzulösen. Das war dann gleich nochmals eine Überraschung, und er freute sich wie ein Kind. Mehrmals wurde versucht, Kurt Felix mit versteckter Kamera hereinzulegen. Seine ausgefahrene Antenne liess ihn jedoch immer stutzig werden. Ein-, zweimal gelang das Vorhaben zwar, aber ich werde den Verdacht nicht los, dass er einfach mitspielte, um die Kollegen nicht zu enttäuschen. Denn er war ein lieber Kerl, ein herzensguter Kumpel, ein Star ohne Starallüren.

«Ich bin der Kurt.» Das blieb er bis an sein Lebensende.



Ein Star ohne Starallüren: gemeinsamer Fernsehauftritt mit Gattin Paola, 1980.



Nichts überliess er dem Zufall: Quotenkönig Felix im «Teleboy», 1974.

Kurt Felix: ein Schweizer Markenzeichen wie Victorinox und Toblerone. Durch und durch Schweizer. Das damals als links verschriene Schweizer Fernsehen gefiel ihm gar nicht. Zwar liess er in seinen Sendungen die Politik immer aus – er wollte einfach unterhalten –, doch war er durchaus politisch, ein Erzkonservativer. Die wahre Schweiz war für ihn St. Gallen, nicht Zürich. Seine Sendungen machte er lieber in Frauenfeld und Sursee als im Fernsehstudio. Er wollte zu den Leuten, für die sein Herz schlug. Er brachte die urschweizerischsten Inhalte ins Programm, wie etwa die Jass-Sendungen, die das Internet-Zeitalter bis heute überdauert haben.

Als Leiter der Redaktion Quiz & Spiele war er als Unterhaltungschef vorgesehen. Administration und Sitzungen waren ihm jedoch ein Gräuel, er wollte an der Front arbeiten. Für uns alle total überraschend kam seine Entscheidung, zu kündigen, um nach Deutschland zu gehen. Kurt Felix, der Ureidgenosse! In der Schweiz hatte er alles erreicht, nun lockte den Quotenkönig das Nachbarland, wo man zehnmal mehr Menschen erreichen konnte.

Zwanzig Millionen Zuschauer

Er hatte mich als seinen Nachfolger vorgesehen, um das Ressort Quiz & Spiele in guten Händen zu wissen. Ich wurde zu seinem Erben und ein Jahr später auch Unterhaltungschef. Kurt feierte in der ARD triumphale Erfolge, erreichte zwanzig Millionen Zuschauer. Sein Traum war in Erfüllung gegangen. Das funktionierte aber nur, weil ihm der Süddeutsche Rundfunk völlig freie Hand liess.

«Der Nachtportier ist der einzige Mensch, dem ich zwischen zwei Sendungen begegne», sagte er mir einmal. Neben Loyalität war Fleiss eine seiner höchsten Tugenden. Die Schwaben wussten das sehr zu schätzen.

Ich versuchte immer wieder, ihn zu einer Rückkehr zum Schweizer Fernsehen zu bewegen. Irgendwann gelang es, nicht zuletzt wegen der Forelle blau in der «Tössegg», wo wir «Supertreffer» konzipierten.

In den letzten Jahren, die von seiner schweren Krankheit überschattet waren, sahen wir uns seltener. Seit zwei Jahren musste er die mehrfach geplanten Treffen am Rhein immer wieder verschieben.

Nun ist Kurt Felix gegangen. Danke für alles, lieber Kurt! In die «Tössegg» hast du es nicht mehr geschafft. Aber ich bin fast sicher, dass du im Jenseits bereits einen Fernsehkanal für deine Zuschauer, die dir vorausgegangen sind, konzipierst. Du wirst sie bestens unterhalten.

Der Quotenkönig ist tot – es lebe der König!



Hannes Bichsel

Der 61-Jährige war zehn Jahre lang Unterhaltungschef des Schweizer Fernsehens und ist seit 1991 selbständiger TV-Produzent und Autor zahlreicher TV-Sendungen. Bichsel war eng mit Kurt Felix befreundet.

Belletristik

- 1 (1) **Nicholas Sparks: Mein Weg zu dir** (Heyne)
- 2 (2) **Jonas Jonasson: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand** (Carl's Books)
- 3 (3) **Martin Walker: Delikatessen** (Diogenes)
- 4 (4) **Franz Hohler: Spaziergänge** (Luchterhand)
- 5 (6) **Jussi Adler-Olsen: Das Alphabethaus** (DTV)
- 6 (5) **Sarah Lark: Die Tränen der Maori-Göttin** (Bastei Lübbe)
- 7 (7) **Lisa Jackson: Desire** (Droemer Knaur)
- 8 (-) **George R.R. Martin: Das Lied von Eis und Feuer – Der Sohn des Greifen** (Penhaligon)
- 9 (8) **Jussi Adler-Olsen: Erlösung** (DTV)
- 10 (-) **Jussi Adler-Olsen: Schändung** (DTV)

Sachbücher

- 1 (1) **Philippe Pozzo di Borgo: Ziemlich beste Freunde** (Hanser)
- 2 (3) **Rolf Dobelli: Die Kunst des klaren Denkens** (Hanser)
- 3 (2) **Christoph Fasel: Samuel Koch – Zwei Leben** (Adeo)
- 4 (10) **Diccon Bewes: Der Schweizversteher** (Malik)
- 5 (5) **Ueli Bernold: Grill-Ueli** (Fona)
- 6 (7) **Jamie Purviance: Weber's Grillbibel** (Gräfe und Unzer)
- 7 (4) **Pierre Dukan: Die Dukan-Diät** (Gräfe und Unzer)
- 8 (-) **Peter von Matt: Das Kalb vor der Gotthardpost** (Hanser)
- 9 (-) **Militärchuchi** (Fona)
- 10 (8) **Kurt Lauber: Der Wächter des Matterhorns** (Droemer Knaur)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Tabuthema

«Die beiden Kommissare treffen [...] auf ein stark tabuisiertes Thema», heisst es im offiziellen Beschrieb zum Schweizer «Tatort», der an Pfingstmontag ausgestrahlt wird. Ein Tabuthema! Mutig! Dann macht man darüber gleich noch einen «Club», wo immer über Tabuthemen ganz offen diskutiert wird, zum Beispiel über «Homosexuelle Eltern» oder «Messies». Um welches Thema geht es diesmal? Um intersexuelle Menschen, früher abschätzig «Zwitter» genannt. Seit wann ist das ein Tabuthema? Das Phänomen ist zwar wenig bekannt – aber tabu? Egal. Hauptsache, man heftet ihm dieses Label an – dann plappern es alle nach. Selbst die NZZ schreibt: «Ein Tabuthema, das hier klug, unsentimental und vor allem nie voyeuristisch behandelt wird.» Und wenn es alle sagen, dann muss es ja stimmen mit dem Tabu. Nur merkwürdig, dass niemand Probleme zu haben scheint, über dieses auch so «tabuisierte Thema» zu reden. (rb)

Gnadenloser Blick auf die Realität

Der Germanist Peter von Matt erfährt fast kultische Verehrung. Wie konnte der Nidwaldner Katholik, der eben seinen 75. Geburtstag feierte, einen solchen Status erlangen? Von Pia Reinacher

Den Erfolg muss ihm erst einer nachmachen. Peter von Matt gehört heute auch international zu den angesehenen und verehrten Germanisten, in der Schweiz ist er eine der wenigen einflussreichen intellektuellen Stimmen.

Wie hat er das geschafft? Er ging konsequent seinen eigenen Weg, setzte viele erstarrte Gesetze der Literaturwissenschaft ausser Kraft. So hochfliegend distanzierte er sich immer von der verschmökten Gartenlauben-Aura seiner Zunft. So geistreich störte er die Zwänge des starren Universitäts-Codes. So kapriziös setzte er sich gesellschaftlich in Szene. Und so übermütig, dabei seine Wirkung bis ins Detail kalkulierend, warf er sich in das Gewühl des öffentlichen Disputes. Das ungewöhnliche Talent, die Originalität, die Widersprüchlichkeit, die Empfindlichkeit, der Ehrgeiz, die Begabung, seine vielseitige, oft ambivalente und jederzeit ungewöhnliche Persönlichkeit – das sind die Ingredienzien dieser Germanistenkarriere.

Nehmen wir zum Beispiel Jeremias Gotthelf. Einer der Lieblingsautoren von Matts. Der Germanist weihte die Studenten in das Imperium dieses Schweizer Dichters ein und räumte dabei mit allen klebrigen Klischees auf. Gotthelf habe heute in der Wahrnehmung der Schweizer etwas mit Bernerplatten und kurligen Leuten zu tun. Dabei sei er ein schrecklicher Autor. Er zeige das Böse schonungslos. Seine Romane würden paradigmatisch die Mechanik und Wirkung der psychischen Gewalt, der Macht und der Intrige aufdecken. «Anne Bäbi Jowäger» etwa. Kein kitschiger Bauernroman. Sondern die Analyse einer jungen Frau, die unverstanden in einer Ehe lebe. Dabei zeige Gotthelf das Bauernhaus als geschlossenes Machtsystem, aus dem es kein Entrinnen gebe – wie in den Büros, Verwaltungen und Medien, wo heute gnadenlos gemobbt werde.

Er durchschaut alle

Wer ihn kennenlernt, merkt bald, dass von Matt gleichzeitig hochintelligent und empfindlich, mutig und ängstlich, hart und zart, knorrig und anpassungsfähig ist. In diesem widersprüchlichen Gelände muss man sich erst einmal zurechtfinden, um sich nicht zu verirren. Die Wahrnehmung vieler seiner Bewunderer, die ihn heute beinahe kultisch verehren, gleitet denn auch meist an der Fassade des Germanisten ab. Die Konturen seiner Persönlichkeit drechseln sie sich so lange zurecht,

bis sie ins klischierte Schema ihrer Heldenerwartung passen. Insofern beruht die ungebrochene Verehrung auf einem Missverständnis. Peter von Matt trat dem nie entgegen – warum sollte er auch. Aber ein handzahmer Vorzeige-Intellektueller, für den man ihn gerne hält, ist er natürlich nicht.

Dabei entdeckt man bei ihm als Erstes den gnadenlosen Blick auf die Realität, der sich weder von Masken noch von Strategien täuschen lässt. Das beherrscht von Matt wie kaum ein anderer, sowohl im Alltag wie auch im Umgang mit den literarischen Figuren. Man muss ihm nicht lange etwas vorgaukeln: Er durchschaut sie allesamt. Das ist eine ungewöhnliche Gabe, die seine immensen Erfolge erst möglich machte. Dass er es die Betroffenen amüsanterweise nicht unbedingt wissen lässt, gehört zu seiner diplomatischen, weitsichtigen Seite.

Auswärtsspiel in Zürich

Man lernte bei ihm, bei einem Text genauestens hinzuschauen: auf die Leerstellen; auf die Anspielungen; auf verborgene Lügen. Peter von Matt durchschaut die Menschen selbst in tiefster Dunkelheit – wie eine Eule, die einsam in der Nacht auf ihrem Ast sitzt, bewegungslos ihre Beute beobachtend und die Geschwindigkeit ihrer Bewegung abschätzend, um plötzlich lautlos, wie aus dem Nichts, zuzuschlagen. Wobei hier gleich hinzuzufügen ist, dass man ihm auch in Bezug auf Eulen und andere Vögel nichts vormachen kann.

Seine ornithologischen Kenntnisse sind immens. Die Kritikerin, die auch eine Von-Matt-Schülerin ist, wandte sich in späteren Jahren gerne an ihn, wenn sie wieder einen ungewöhnlichen Vogel vor ihrem Fenster beobachtet hatte und zusätzliche Informationen benötigte – die sie postwendend erhielt, zusammen mit dem mahnenden Hinweis, sich endlich die drei Bände von «Brehms Tierleben» über die Vögel antiquarisch zu beschaffen. Nicht nur wegen der Bilder. Auch weil Brehms Sprache luxuriös sei und in Bezug auf ihre Virtuosität und Genauigkeit manchen Schriftsteller übertreffe.

Wie kam es dazu, dass ein katholischer Innerschweizer 1976 als ordentlicher Professor an die Zürcher Universität berufen wurde – in einer Zeit, in der ein Katholik kaum auf zwinglianischem und freisinnigem Terrain Fuss fassen konnte? Der Stanser hatte dies seinem Talent zu verdanken – sowie einer günstigen



Lebenskunde anhand von Literatur: Germanistik-Gigant von Matt.

Konstellation. Drei Katholiken, der Mediävist Alois M. Haas, der Linguist Harald Burger und der Literaturwissenschaftler Peter von Matt, stürmten die Zürcher Bastion gemeinsam – dank der Protektion durch drei ungewöhnliche Figuren. Ihre Liberalität, Unabhängigkeit und ihr Scharfsinn konterkarieren geradezu spöttisch den heutigen Zeitgeist, der politische Korrektheit vor Scharfsinn setzt und als Ergebnis die Zürcher Welt in ein schlichtes Modell von links und rechts, Gut und Böse, Weiss und Schwarz zerfallen lässt: Rudolf Hotzenköcherle, Max Wehrli und Emil Staiger hiessen die drei Protestanten, die sich um politische Korrektheit nicht scherten.

Max Wehrli, der als Protestant mit Interesse Jesuitenliteratur übersetzte, soll es gewesen sein, der Staiger mitteilte, dass «wir hier wieder mal einen Klosterschüler haben, der summa cum laude abgeschlossen hat». Man solle ihn zum Professor machen. Eine Chance, für die sich von Matt mit seinen unzähligen fan-

tasievollen, originellen, geistreichen Büchern, die er im Laufe seines Lebens publizierte, mehr als bedankte. Dass nach ihm kein Schweizer eine ebensolche Chance erhielt und nach seiner Emeritierung ein Vakuum blieb, gerade auch auf dem Feld der Schweizer Literatur, gehört dann wieder zu der anderen Seite.

Peter von Matt emanzipierte sich schon bald von seinem Vorbild Emil Staiger. Was er anderen oft nur murrend zugesteht – eigene Wege und Emanzipation vom wissenschaftlichen Über-Ich –, gelang ihm spätestens mit seinem wohl wichtigsten Buch «Liebesverrat. Die Treulosen in der Literatur» (1989). Literaturinterpretation war für ihn nicht mehr textimmanent, sondern anthropologisch. Plötzlich brachte Peter von Matt verpönte ausserliterarische Kategorien ins Spiel: Gefühle, Libido, Zeitgeist, Politik, Biografie. Auf diesem Feld entpuppte er sich – bis heute – als virtuoser Vermittler von Literatur, der schon manchem die Augen öffnete.

Jazz

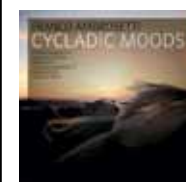
Der Klang des Herzausreissers

Von Peter Rüedi

Nicht alle Weine werden mit dem Alter besser. Nicht immer ist in der Kunst Reife mit Vollendung gleichzusetzen – einmal abgesehen davon, dass «Vollendung» nur ein künstlerisches Ideal unter anderen ist und z. B. für viele Formen von Jazz-Expression wenig taugt. Da zählt, in aller Regel, Spontaneität mehr als Abgeklärtheit. Aber es gibt schon ein paar, die mit zunehmendem Alter immer besser werden. Da ist man dann schnell bereit, zum Klischee des alten Weins zu greifen oder den Status eines «Klassikers» auszurufen.

Auch ich habe Franco Ambrosetti (Jahrgang 1941) damit schon Unrecht getan. Zwar stimmt, dass das Spiel des Tessiner Trompeters mit zunehmendem Alter immer dichter klingt: konzentrierter, essenzieller, sparsamer, mehr auf Substanz als auf Effekt bedacht. Nur: Ambrosetti war schon immer ein unaufgeregter Improvisator. Lieber verzichtete er mal auf zusätzliche Kapriolen zugunsten der energetischen Verdichtung seines Tons, des Klangs seines von Thomas Inderbinen, dem Schweizer Guru des Trompetenbaus, konstruierten Flügelhorns. Dieser Ton ist so einmalig, dass ein Kenner ihn aus einem Buffet von hundert Trompetern herausschmeckte, selbst wenn auf dem Ambrosetti wahlverwandte Lyriker wie Art Farmer, Johnny Coles, Kenny Wheeler etc. angeboten würden.

Und Franco Ambrosetti wird immer mehr er selbst. Was keineswegs meint, dass er das Risiko scheuen würde. Seine jüngste CD heisst, nach einer vierteiligen Suite, «Cycladic Moods»: inspiriertester Post-Bop, mit einem hochklassigen Sextett gegen alle Routine angespielt (Abraham Burton am Tenor, Geri Allen am Piano, Heiri Känzig am Bass, Nasheet Waits am Schlagzeug und Sohn Gianluca am Sopran). Aber da findet sich eben auch «Mirobop», ein über zwanzigminütiges Stück von Miroslav Vitous, das sich abenteuerlich weit in die Zonen der freien Improvisation (aber eben nicht in Beliebigkeit) aufschwingt. Die Apotheose seines (um mit Boris Vian zu sprechen) «Herzausreisser»-Klangs ist freilich Ambrosettis Duo mit Geri Allen über Horace Silvers «Peace»: klein dem Umfang, gewaltig seinem spezifischen Gewicht nach.



Franco Ambrosetti: Cycladic Moods. Enja ENJ 9576 2

Top 10

Knorr's Liste

1	Marley	★★★★★
	Regie: Kevin Macdonald	
2	My Week with Marilyn	★★★★☆
	Regie: Simon Curtis	
3	La guerre est déclarée	★★★★☆
	Regie: Valérie Donzelli	
4	Un cuento chino	★★★★☆
	Regie: Sebastián Borensztein	
5	Dark Shadows	★★★☆☆
	Regie: Tim Burton	
6	The Dictator	★★★☆☆
	Regie: Larry Charles	
7	Salmon Fishing in the Yemen	★★★☆☆
	Regie: Lasse Hallström	
8	We Bought a Zoo	★★★☆☆
	Regie: Cameron Crowe	
9	The Avengers	★★★☆☆
	Regie: Joss Whedon	
10	The Hunger Games	★★★☆☆
	Regie: Gary Ross	

Kinozuschauer

1 (-)	The Dictator	62 095
	Regie: Larry Charles	
2 (1)	Dark Shadows	19 541
	Regie: Tim Burton	
3 (2)	American Pie: Reunion	17 074
	Regie: Jon Hurwitz	
4 (3)	The Avengers	14 320
	Regie: Joss Whedon	
5 (-)	Salmon Fishing in the Yemen	8 767
	Regie: Lasse Hallström	
6 (-)	Hanni & Nanni 2	8 326
	Regie: Julia von Heinz	
7 (4)	Project X	5 690
	Regie: Nima Nourizadeh	
8 (5)	The Lucky One	4 494
	Regie: Julie Anne Robinson	
9 (6)	Intouchables	4 027
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
10 (-)	2 Days in New York	3 796
	Regie: Julie Delpi	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (2)	Der gestiefelte Kater (Rainbow)
2 (1)	Sherlock Holmes II (Warner)
3 (3)	The Descendants (Fox)
4 (-)	J. Edgar (Warner)
5 (-)	Der Gott des Gemetzels (Rainbow)
6 (-)	Die Muppets (Disney)
7 (5)	Jane Eyre (Disney)
8 (-)	Captain America (Rainbow)
9 (-)	Thor (Rainbow)
10 (-)	Criminal Minds 6 (Disney)

Quelle: Media Control



Neue Freiheit: der abtrünnige Pfadfinder Sam mit Suzy in «Moonrise Kingdom».

Kino

Luftgewehr und Kanu

Die skurrile Welt des Traumfabrik-Sonderlings Wes Anderson und sein «Moonrise Kingdom». Von Wolfram Knorr

Künstler, sagt man, sind Menschen, die Kinder geblieben sind, die sich – laut Schiller – die Träume ihrer Jugend bewahrt haben. Sie sind kindlich, zuweilen auch kindisch; spielen Indianer, Räuber und Gendarm, träumen von der Liebe und einem Never-Neverland. Ein solcher Peter Pan ist Wes Anderson, 43, dessen filmisches Universum («The Darjeeling Limited») sich vom konventionellen hollywoodschen Bildgut erheblich unterscheidet. Er liebt es, mit feixendem Vergnügen auszubüxen, in vergangene Zeiten (in die sechziger Jahre) und zu exzentrischen Gruppen («The Royal Tenenbaums»). Wes' Filme sind mit den bizarren Figuren-, Bild- und Farbkonstellationen aufs Schönste absurd.

Sein jüngstes Opus «Moonrise Kingdom» spielt 1965 auf einer Insel vor der Küste Neuenglands, unter Pfadfindern, und erzählt eine verwegene Liebesgeschichte. Oberpfadfinder Ward (Edward Norton) kommt eines Tages der Knabe Sam (Jared Gilman) abhanden. Mit einem Kanu, Ausrüstung und einem Luftgewehr ist der 12-jährige Waise abgehauen. In einem Brief hinterlässt er die Begründung: Er mag kein Pfadi mehr sein. Ward meldet das umgehend dem Dorfscherriff Sharp (Bruce Willis), der sofort die Pflegeeltern kontaktiert. Die aber wollen mit dem Jungen nichts mehr zu tun haben; das Jugendamt soll sich seiner annehmen. Auf der Insel wohnen auch die schrulligen Bishops (Frances McDormand

und Bill Murray), die sich allerdings wenig um ihre fünf Sprösslinge kümmern. Die Jungs hören Benjamin Brittens «The Young Person's Guide to the Orchestra, Op. 34 (Themes A-F)», Tochter Suzy (Kara Hayward) hält mit dem Fernglas Ausschau, holt einen Brief aus dem Briefkasten – und verschwindet.

Nicht nur Sam hat sich abgeseilt, auch Suzy, und keiner der Erwachsenen ahnt, dass sie gemeinsam das Weite suchen, ihr Never-Neverland, die Bucht Moonrise Kingdom, wo sie ihre neue Freiheit geniessen, baden und malen und tanzen – und ihren ersten Kuss. Natürlich währt das Idyll nicht lange. Ein Inselexperte (Bob Balaban) verrät, wo die Teenies sein werden, und so nehmen die Pfadis, die Polizei und Familie Bishop die Fährte auf: Zu allem Unglück trifft auch noch per Hubschrauber eine schroffe Beamtin des Jugendamts ein (Tilda Swinton), die Sam in ein Erziehungsheim mit sauberer Elektroschock-Behandlung versenken will. Das bringt die Bishops und selbst Sams Pfadi-Truppe in Rage.

Erinnerung an «Fähnlein Fieselschweif»

Es ist anzunehmen, dass Wes Anderson die Donald-Duck-Comics von Carl Barks kennt, denn nicht nur seine Pfadfinder erinnern ans «Fähnlein Fieselschweif» («Achtung! Zunächst Frühstück fassen – schlage Eierkuchen vor –, dann Abmarsch zum Torkelstein!»), auch die drolligen Erwachsenen, das idyllische



Überraschend frisch: Agent J (Will Smith) in «Men in Black».

Dekor, die fetten Farben erinnern an die Duck-Comics. Eine Meisterleistung ist der dramaturgische Einsatz der Musik. Wes Andersons Detailfreudigkeit, sein Hang zu verspieltem Manierismus und skurrilen Marotten demonstrieren eine grosse Kennzeichnungskraft; eine Eigenschaft, die in Hollywood immer rarer wird. Grotesk und schrullig und von hinreissend humorvoll beschwingter Poesie ist das fabelhafte Kinostück. ★★★★★

Weiterer Filmstart

Men in Black (3-D) — Die Zukunft und die Gegenwart (die sowieso) haben ihre besten Zeiten hinter sich; die Vergangenheit nicht (siehe «Moonrise Kingdom»). Die Agenten K (Tommy Lee Jones) und J (Will Smith), in einer Zukunft voller Aliens zu Hause, die, getarnt, die Menschen unterwandern und von K und J, den Kammerjägern in Schwarz, aufgespürt und

vernichtet werden müssen, verfallen angesichts des schauerlichen Superaliens Boris (Jemaine Clement), der aus einem Hochsicherheitsgefängnis auf dem Mond fliehen konnte und nun die Erde unsicher macht, ins Grübeln. K wurmt es, dass er den Superschädling nicht schon 1969, dem Jahr der Mondlandung, getötet hat; damals hatte er ihm nur einen Arm weggeschossen. Boris will ihn zurückhaben und begibt sich ins Jahr 1969, gefolgt von J, der dort dem jungen K (Josh Brolin) begegnet. MIB-Sequel 3 entpuppt sich als überraschend frisch, voller Witz und Einfallsreichtum. Einmal klaut Will Smith ein Auto (in den Sechzigern!), wird von Bullen gestellt und regt sich auf: «Wieso wird immer gleich angenommen, nur Schwarze klauen Autos!» – und blickt dann betreten zur Seite. In der Factory treffen sie auf Andy Warhol (!), und das Finale auf der Apollo-Rakete in Cape Canaveral mit zwei Boris (mit und ohne Arm) ist schlicht brillant. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Zurzeit boomen Superhelden-Filme bis zum Überdross. Liegt das nur an der Filmtechnik, die heute alles möglich macht?

H. K., *Riehen*



Martin Scorsese ehrte mit «Hugo Cabret» Georges Méliès, den ersten Filmpionier. Der experimentierte sogleich mit den technischen Neuheiten (Stop-Motion-Effekte, Doppelbelichtung, Überblendung etc.), die Spiele, Spektakel und Zaubereien von ihrer Bühnen-Gravitation befreiten. Geister schweb-

ten durch den Raum, Menschen flogen. In «Die vierhundert Streiche des Teufels» (1906) rauscht ein Sternwagen als Weltraumgefährt durch die Lüfte. Méliès liess keine Möglichkeit aus, die ihm die Technik bot («Die Reise zum Mond», 1902). Amerika hat den Pionier-Elan übernommen, alles auszuprobieren, um Fantastisches wirklich erscheinen zu lassen. Mit der digitalen Technik ist Hollywood wieder so zügellos, wie es vor über hundert Jahren Méliès war.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Das SF-Trauerspiel ums Kino

Von Rico Bandle

Seit wann duzt das Schweizer Fernsehen sein Publikum (Durchschnittsalter knapp sechzig Jahre)? Und seit wann wird man beim Schweizer Fernsehen angesprochen, als sei man ein Kleinkind? «Ich weiss nicht, wie es euch ergeht, aber ich bin wahnsinnig gespannt auf den neuen zweiten Schweizer «Tatort»», sagt der jugendliche Moderator der Kinosen- dung «Box Office». Jawohl, er hat tatsächlich «euch» gesagt. Und überhaupt: Wen interessiert, ob dieser Moderator «wahnsinnig gespannt» auf den «Tatort» ist?

Offenbar niemanden. 9000 Personen schauten letzte Woche um 19 Uhr auf SF 2 «Box Office», der Marktanteil betrug noch 0,8 Prozent – dies ist im kaum mehr messbaren Bereich. Wer sich die Sendung angesehen hat, wundert sich nicht über den schwachen Zuspruch. Sehr wohl aber darüber, wie tief das Schweizer Fernsehen seine einst ambitionöse Kinosen- dung hat fallenlassen.

Mit der Verlegung von «Box Office» vom Spätabend auf SF 1 auf den Vorabend von SF 2 vor einigen Monaten wurde auch das Sendekonzept verändert: Neu geht es nicht nur um Kino, sondern auch um Internet und Games. Und man duzt jetzt die Zuschauer. Die totale Anbiederung ans jugendliche Publikum. Das Geld für ein neues Studio hat aber offenbar gefehlt: Man bleibt im völlig unpassenden rustikalen SF-Kulturstudio. An wen sich die Sendung richtet, bleibt unbestimmt: Zum Teil sind die Beiträge aus Youtube-Filmchen zusammengeschnitten – sie könnten aus der Fernsehprojektwoche einer Primarschule stammen; gewisse Filmkritiken wiederum sind aufwendig produziert und gespickt mit der gekünstelten Sprache der SF-Kulturredaktion.

Zu allem Übel missbraucht SF die Sendung ausgiebig zur Promotion eigener Filme: Gleich zwei Beiträge waren letzte Woche dazu da, sich selbst zu feiern. Überzeugen vermochte einzig die Game-Kritik: Da sprang der SRF-Game-Redaktor so lustvoll mit einem Töff über einen Hindernisparcours, dass es selbst einen Videospiel-Abstinente reizt, einmal eine solche Spielkonsole auszuprobieren.

Box Office: Mittwoch, 19 Uhr, SF 2

Glamour-Kitsch und Mitfühl-Orgien

Die Chefs des Schweizer Fernsehens beschwören unablässig Relevanz. Findet sie am Bildschirm statt? Schön wärs. *Von Alex Reichmuth*

Die Relevanz zu erhöhen sei sein erstes Ziel, verkündet SRG-Generaldirektor Roger de Weck seit seinem Amtsantritt unablässig. Auch Rudolf Matter, Programmchef für die Deutschschweiz, ist auf den Kurs seines Chefs eingeschwenkt. «Wir haben eine sehr reflektierte Art, mit Themen umzugehen», behauptete Matter Ende letzten Jahres (*Weltwoche* Nr. 51/11). «Das Hauptkriterium ist Relevanz.»

Das Anliegen ist nachvollziehbar, schliesslich geht es um öffentlich finanzierten Service public, der den Anspruch der Aufklärung und des Tiefgangs haben muss. Verfolgt man als Zuschauer aber die Berichterstattung des Schweizer Fernsehens zu gesellschaftlichen Themen, scheinen die Vorgaben von de Weck und Matter bei den Programmschaffenden nicht angekommen zu sein. Hier dominiert Belangloses und Irrelevantes.

Ende April zum Beispiel sendete das Schweizer Fernsehen in der Serie «Reporter» ein Porträt über Irina und Walter Beller unter dem Titel «Die Ballkönigin und der Baulöwe». Gleich zu Beginn des Films hiess es, die beiden seien dafür berühmt, berühmt zu sein. Einen anderen Grund, warum das schweizerisch-russische Paar zu Bildschirm-Ehren kam, gab es offenbar nicht. Irina und Walter Beller konnten ihr luxuriöses Leben zur Schau stellen und simple Weisheiten zum Besten geben. Man musste zusehen, wie der Ehemann als Bau-Manager das Alphanier markiert. Und wie die Ehefrau zu Hause mit Derivaten spekuliert und sich halbnackt in der Luxus-Badewanne räkelt. Nicht fehlen durfte der Gang zum Kürschner, wo das Glamourpaar für Irina gerade zwei sündhaft teure Pelzmäntel erstand. Zudem bekam der Fernsehzuschauer mit, wie der Hausseggen des Paares plötzlich schief hing, weil er sie «Kuh» genannt hatte. Zum Abschluss war sie dann aber wieder sein «Schätzeli».

Bemerkenswerte Fröhlichkeit

Ein anderes «Schätzeli» aus der Schickeria lernte das SRF-Publikum schon einen Monat zuvor kennen: den Junggesellen John Schnell, 84, der sich vorzugsweise in St. Moritz aufhält und von sich behauptet, immer glücklich zu sein. Man erfuhr im «Reporter»-Film über den weltläufigen Schürzenjäger, dass seine derzeitige Freundin ihn mit Koseworten umgarnt – vor allem dann, wenn sie Geld braucht. John Schnell hat sich als Zahnarzt der Superreichen ein Vermögen verdient und gehört längst zum Jetset. Ausser über dessen fulminanten Froh-

sinn gibt es auch über ihn wenig Nennenswertes zu berichten. Doch das Schweizer Fernsehen machte Schnell zum wiederholten Male zum Thema. Gehört es zu den Aufgaben des Schweizer Fernsehens, einen mit Zwangsabgaben finanzierten Film über ihn zu drehen?

Allgemein mag der Zuschauer sich zuweilen fragen, wozu er seine Billag-Rechnungen bezahlt. Denn ist es nicht der Jetset, der die TV-Macher zu substanzlosen Beiträgen verleitet, sind es Übersinnliches und Übereinfühlsames. Deswegen in die Kritik gekommen ist vor allem der «Club», der unter dem neuen Moderationsduo Karin Frei und Mona Vetsch zu einem Esoterik- und Betroffenheits-Talk verkommen sei, wie es in der Presse hiess. Einmal gab es «Lebenshilfe aus dem Übersinnlichen» (ohne Beteiligung kritischer Stimmen), ein andermal eine fünf Viertelstunden lange Mitfühl-Orgie mit häuslichen Chaoten, «Messies» genannt. Auch am Tag der Arbeit ging es im «Club» um Betroffenheit, diesmal mit den armen Arbeitnehmern, die angeblich krampfen «bis zum Umfallen». Am Pranger stand die böse Wirtschaft, die «brutalen Druck» erzeuge und die Angestellten an jedem Schwätzchen während der Arbeitszeit hindere. Niemand in der links-korrekt zusammengesetzten Runde stellte in Frage, ob wir tatsächlich immer mehr arbeiten müssen – oder nur immer wehleidiger werden.

Mit viel Esoterik-Kitsch wartete auch eine «Reporter»-Sendung anfangs Jahr auf. Thema war ein Geisterkurs, im dem vermittelt wird, «wie man mit Geistern umgeht». Die Teilnehmer erlösten dabei allerlei herumspukende Seelen. Das Publikum konnte mitverfolgen, wie eine der Kursabsolventinnen im Wald Geistwesen aus Baumstrünken befreite (während der gelangweilte fünfjährige Sohn die Aktivitäten seiner Mutter einen «Schissdrück» nannte).

Erweckungserlebnis bei einem Orakel

Völlig Belangloses tischte das Schweizer Fernsehen seinen Zuschauern auch jüngst wieder auf – in der Reihe «Dok». Es ging zum wiederholten Male darum, die psychischen Abgründe der 61-jährigen Indienfahrerin Esther Frigg zu ergründen. Diese hatte vor Jahren bei einem Orakel ein Erweckungserlebnis und kommt seither nicht mehr von ihrem dreissig Jahre jüngeren indischen Lover Ios («Seelenverwandtschaft»).

Alle paar Monate muss Frigg infolge ablaufender Visa aus Indien ausreisen und kehrt vorübergehend ins Bündnerland zu ihrem versetzten Ehemann zurück, mit dem sie 35 Jahre verheiratet war – seit kurzem sogar in Begleitung ihres jungen Liebhabers. Sämtliche Versuche von Moderator Röbi Koller, von Frigg Konkretes zu ihrem Seelenleben zu erfahren, scheiterten. «Ich kann es nicht erklären», kommentierte die vergeistigte Bündnerin mit bedeutungsschwangerer Miene. Sie habe ihr Glück noch nicht gefunden, war das Fazit des über vierzigminütigen Berichts.

Darum braucht es eine Fortsetzung. «Wir sehen uns wieder», verabschiedete Koller Esther Frigg. Man hörte es mit Grauen. ○



Abgründe: John Schnell, Geisterkurs, Esther Frigg, Ehepaar Beller (im Uhrzeigersinn).

Trennungsschmerz eines Sammlers

Der flamboyante Jurist Werner Dessauer lädt zum Flohmarkt, «Happy Monday» im Kaufleuten. *Von Hildegard Schwaninger*



Herz für Tiere: Werner Dessauer mit Gattin Lotti.

Werner Dessauer, Besitzer eines schönen Anwesens in Zollikon, ist ein flamboyanter Mann. Die Playboy-Zeiten sind vorbei, er ist mittlerweile 85, doch dass der hochgewachsene Jurist mit **Putzi von Opel** verheiratet war, einer Cousine von **Gunter Sachs**, verleiht ihm zusätzlichen Status. Sie kam vor ein paar Jahren in einer Schlammlawine in Spanien ums Leben, als sie bei Gewitterstürmen ihre Pferde retten wollte.

Dessauer, der als Vermögensverwalter selbst vermögend wurde, war sein Leben lang begeisterter Sammler. Er begann als Kind mit Briefmarken und kaufte im Lauf der Jahrzehnte vieles zusammen, was schön war und gefallen hat. Vor allem auf Märkten. Sein Haus ist vollgestopft mit Dingen. Nun ist es Zeit, sich von gewissen Sachen zu trennen. Werner Dessauer: «Ich bin ein Jäger, und die Jagd auf Dinge macht Spass. Ich habe gesammelt und gesammelt und nie etwas weggegeben. Jetzt möchte ich mich erstmals von etwas trennen.» So veranstaltet er einen Flohmarkt, wo er Erinnerungsstücke und Antiquitäten verkauft.

Drei gute Dinge werden damit erreicht: «Erstens wollen wir Platz schaffen. Zweitens macht es uns Freude, anderen Menschen Freude zu bereiten, und drittens tun wir ein gutes Werk.» Das gute Werk ist, dass das eingenommene Geld vollumfänglich dem Schweizer Tierschutz zugute kommt. Und: Der ge-

samte Erlös wird von der Werner-Dessauer-Stiftung verdoppelt.

Dessauer gründete 2007 eine Stiftung zugunsten der Tiere. «Ich habe immer Hunde gehabt, später Pferde, und in meinem Garten wohnen Enten, Gänse, eine Zeitlang sogar ein Hängebauchschwein.» Dessauer ist ein begeisterter Jäger; das eine schliesst das andere nicht aus. «Ich habe in Kenia gelebt, meine Familie hatte eine Kaffeefarm in Tansania. Ich habe nie Elefanten oder Löwen gejagt, ich habe keine Trophäen im Haus. Wir haben unser tägliches Essen gejagt, Vögel und einmal einen Büffel.»

Werner Dessauer ist seit siebzehn Jahren mit **Lotti Höner** liiert. Seit 2003 sind sie verheiratet. Sie ist Psychologin, hat eine Praxis in Lachen für Familientherapie, studierte an der Universität Zürich Klinische Psychologie und machte bei Professor Ambros Uchtenhagen ihren Doktor. Sie ist keine Sammlerin und heilfroh, wenn der Keller endlich leer ist.

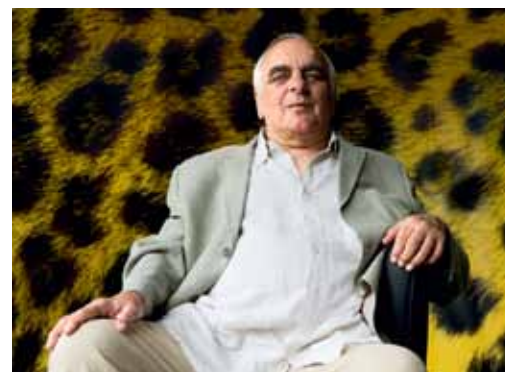
Auf die Frage, was Reichtum für ihn bedeute, meint Dessauer: «Unabhängigkeit und Sorgen.» Man braucht nicht Philosoph der Askese zu sein, um die alte Weisheit zu kennen: «Je mehr du wegwirfst, desto freier bist du.» Der erste Schritt ist getan.

Auch die nicht mehr Zwanzigjährigen möchten sich mal jung fühlen, und dafür ist der «Happy Monday» gut. Er findet jeden



Ärztin Brida von Castelberg.

ersten Montag im Monat im «Kaufleuten» statt, seit einem Vierteljahrhundert In-Place im Zürcher Bankendistrikt. Die Idee kommt von **Ernst Wirz**, dem Werber und Saxophonspieler. Jazz und Rock gibt es dann (mit **Robi Weber** am Klavier), und im Publikum sind viele, die man kennt und die einen Hang zum Hedonismus haben. Ärztin **Brida von Castelberg**, Filmemacher **Paul Riniker**, Unternehmer **Werner Dubach**, Nachtclubboss **Jean-Pierre Grätzer**, Immobilienhändler **Lisa Lindauer** und natürlich die Frau von Ernst Wirz, die Werberin **Irène Hiltbold**, welche die Idee zum «Happy Monday» hatte.



Jazz und Rock: Filmer Riniker.

Im Artikel über die Yoga-Persiflage «True Nature» (*Weltwoche* Nr. 20/12) stand, die Co-Autoren **Hannes Glarner** und **Anna Tenta** seien Lebenspartner. Privat sind sie kein Paar, sondern nur auf der Bühne. Sie haben das Stück auch gemeinsam in Szene gesetzt. **Kaspar Glarner**, der die Bühne ausstattete, ist Bühnenbildner an der Oper, nicht Opernregisseur.

Im Zusammenhang mit der Berichterstattung über das Restaurant «Metropol» (*Weltwoche* Nr. 19/12) hält die Betreiberin Kramer Gastronomie fest, dass ihr Lokal «seit der Eröffnung absolut hervorragend unterwegs und sowohl mit der Frequenz als auch mit Umsatz und Ertrag hochzufrieden» sei.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Der gläserne Lift

Von *Beatrice Schlag* — Die gute Nachricht: Männer drängen in Frauenberufe.



Der Bekannte meiner Eltern kam gerade von einer Geschäftsreise aus der damaligen Sowjetunion zurück. Dort, sagte er, wolle fast kein Mann mehr Arzt werden. Das sei inzwischen praktisch

ein reiner Frauenberuf und weniger angesehen als bei uns eine Krankenschwester. Keine Ahnung, ob das damals wirklich zutraf und warum der Satz in meinem Kopf hängen blieb. Ich war vielleicht zehn und wollte nicht Doktor werden, sondern zum Zirkus.

Inzwischen findet im Berufsleben das Gegenteil statt: Männer entscheiden sich immer häufiger für Berufe, die bisher als typisch weiblich galten. Noch nicht in der Schweiz, die von der Wirtschaftskrise bisher nur mild gebeutelt wurde, sondern zum Beispiel in den USA. In einem Bericht der *New York Times* sagte ein junger Mann, der sich zum Zahnarztassistenten ausbilden liess, weil er keinen anderen Job fand: «Meiner Meinung nach kann ein Beruf, den eine Frau ausübt, genauso gut von einem Mann ausgeübt werden.» Das war, Ironie der Geschichte, vor vierzig Jahren, als die Frauen für ihre Rechte demonstrierten, ein Slogan der Frauenbewegung. Aber damals war der Zahnarztassistent noch nicht auf der Welt.

Seit Beginn der Wirtschaftskrise wird der Anteil der Männer in klassischen «Pink-Collar Jobs» wie Säuglingspflegerin, Empfangsdame, Lehrerin oder Dentalhygienikerin in den USA von Jahr zu Jahr höher. Erstaunlicherweise verdienen die Männer auch in diesen Berufen mehr als die Frauen. Und sie machen schneller Karriere. Vor allem, wenn sie weiss sind und einen College-Abschluss haben, werden sie zügig befördert. «Gläserner Lift» heisst das Phänomen, in Anlehnung an die gläserne Decke, an der Frauen, die beruflich aufsteigen wollten, jahrzehntelang den Kopf anschlugen. Wer das für eine neuerliche Ungerechtigkeit halte, denke kurzfristig, sagen Experten. Sobald der Männeranteil in sogenannten Frauenberufen ein gewisses Ausmass angenommen habe, würden auch die Löhne der weiblichen Angestellten angehoben. Bis dahin werden wir uns damit zufriedengeben müssen, dass uns zur Abwechslung bald ein munterer junger Dentalhygieniker die Zähne putzt.



Meine Witwe

Unser Kolumnist fährt an die Schmuck-Auktion einer reichen Frau (und lernt über Geld sowie Frauen). Plus: die Show des Jahres. Von *Mark van Huissing*

Vergangene Woche war ich in Genf (zum ersten Mal seit «MvH» in *Weltwoche* Nr. 24/09 – spannend, nicht wahr?). Eine Schmuck-Versteigerung fand statt; «Jewels for Hope, The Collection of Mrs Lily Safra, Sold to Benefit Charitable Institutions» (für wohltätige Zwecke also). Ort der Auktion war das «Four Seasons Hotel des Bergues». Und falls man nicht gewusst hätte, in welchem der grossen Häuser, die an den Quais des Genfer Sees liegen, sich dieses Hotel befindet, hätten einem die davor geparkten Autos einen Hinweis darauf gegeben (zwei Aston Martin Rapide, einer mit Kennzeichen aus Kuwait, unter anderem).

Mrs Safra, für die, die das noch nicht wissen, ist eine brasilianisch-monegassische Menschenfreundin und *social figure*, die zu Reichtum kam nach vier Ehen (eine Milliarde Dollar), steht bei Wikipedia. Ihr vierter Mann war der libanesisch-brasilianische Bankbesitzer Edmond Safra (unter anderen Banken die Republic National Bank of New York, von der es auch eine in Genf gab; heute HSBC Republic Bank). Mr Safra starb 1999, als sein Haus in Monaco brannte. Ein Gericht dort entschied, Safras Wächter/Pfleger habe die Wohnung angezündet, damit er dann seinen Chef retten könne, um anschliessend von diesem belohnt zu werden. Gerichtsreporter Dominick Dunne, unter anderen, schrieb in *Vanity Fair*, dass er diese Geschichte nicht glaube. Und in einem Roman, der vor einigen Jahren erschien, der aber das Leben der Witwe aufzeigen soll («Empress Bianca»), beschreibt Autorin Lady Colin Campbell auch einen anderen Hintergrund

(diesen wiedergeben kann Ihr Kolumnist nicht, da er respektive sein Verleger sich nicht mit den Weltklasse-Anwälten des *camp* Safra messen möchten; er empfiehlt das Buch, das in Grossbritannien, wo es herauskam, nicht verkauft werden darf, weil die Menschenfreundin das verhinderte, in Amerika aber zu haben ist).

Bevor ich zu der «sehnlich erwarteten» (Forbes.com) Auktion komme: In der «Bar des Bergues» (in der Halle des Hotels) gefiel es mir (nicht die Einrichtung). Die Gäste sahen, zum Teil, interessant aus, die Preise weisen Folgerichtigkeit auf – Softdrinks: 10 Fr., alkoholische Getränke: 20 Fr., Champagner: 30 Fr., Barfood: 50 Fr. Die Versteigerung wurde geleitet von *François Curiel*, Mitglied der Christie's-Geschäftsleitung und «Grösse des internationalen Juwelen-Netzwerks» (*Financial Times*); ich befragte ihn einmal (er war mir empfohlen worden von Mouna Ayoub, einer Ex-Frau eines Geschäftspartners der Königsfamilie von Saudi-Arabien, die fast so viel Couture-Kleider besass wie Mrs Safra Juwelen, als sie noch Geld hatte, und Schmuck sammelte sie auch).

Der Dresscode, den es, natürlich, nicht gab (wer kaufen will, darf sich kleiden, wie er will), war Anzug, Hemd, keine Krawatte für Männer respektive für Frauen High Heels, Stützstrümpfe, Cocktailkleid (es gab einen hohen Anteil Frauen – schon klar, es ging um Schmuck). Die ersten zirka 25 Stücke wurden gekauft ohne besondere Vorkommnisse (darunter ein Art-Déco-Perlen-Smaragde-und-Diamanten-Sautoir von Cartier, das 420 000 Franken brachte; Preisschätzung 74 000 bis 110 000). Um lot Nummer 28 – eine Rubine-Blüten-Brosche von Jar mit 1,1 bis 1,4 Millionen Schätzpreis – entstand ein Wettbieten. Bei 2,9 Millionen hob ein älterer Mann, der drei Reihen vor MvH sass, seine Hand ungefähr 4 Zentimeter von der Schulter seiner Begleitung (die war das *spring chicken* im Raum/sah ähnlich aus wie Königin Rania) und sagte: «3,4 Millionen» (zuvor hatte er nicht mitgemacht). Als wieder Ruhe war, bot jemand am Telefon 3,5 Millionen, hiess es, und das war the *winning bid*. (Aufällig: Oft «gewannen» Bieter, die nicht anwesend waren, sondern am Telefon oder mittels World Wide Web mitmachten, angeblich.)

Ich denke, übrigens, der Mann mit der Hand auf der Schulter hatte Glück gehabt: Seiner Begleitung hatte er zeigen können, dass er ein *player* ist, und die Kohle konnte er trotzdem behalten; ich meine, wer will fast 4,5 Millionen Franken (inkl. Aufgeld und MwSt.) ausgeben für eine Rubine-Blüten-Brosche (respektive einen schönen Abend mit einer Frau)? *However*, im Ganzen kamen 35 Millionen zusammen, stand in der Mitteilung von Christie's, alle sieben angeboten Stücke seien verkauft worden.

Die gute Nachricht aus Riehen: Die Ausstellung «Jeff Koons» in der Fondation Beyeler ist so gut, wie viel darüber geschrieben wird. Hin-fahren (bis 2. September 2012).

Die Energieministrantin

Von *Andreas Thiel* — Bundesrätin Leuthard träumt den Himmel grün, und Kolumnist Thiel gibt ein Freudsches Versprechen nach dem anderen ab.

Thiel: Frau Leuthard, was macht man denn so als Euphemieministerin?

Leuthard: Sie meinen als Energieministerin?

Thiel: Ja, natürlich. Was haben Sie denn verstanden?

Leuthard: Ich habe «Euphemieministerin» verstanden.

Thiel: Das haben Sie aber schön gesagt.

Leuthard: Sie haben das gesagt.

Thiel: Ach, dann war es wohl ein freudscher Versprecher.

Leuthard: Das haben Sie aber schön gesagt.

Thiel: Frau Leuthard, wem dienen Sie als Energieministrantin?

Leuthard: Es heisst Energieministerin.

Thiel: Mein Gott, ist das ein schwieriges Wort, und es steht auch noch am Anfang.

Leuthard: Bitte keine biblischen Vergleiche, ich bin bei der CVP.

Thiel: Ich will sagen, es ist schwierig, mit Ihnen was anzufangen.

Leuthard: Das haben Sie aber schön gesagt.

Thiel: Sie haben ja auch eine Traumkarriere hinter sich.

Leuthard: Wie meinen Sie das?

Thiel: Haben Sie sich denn nicht hochgeträumt?

Leuthard: Was wollen Sie damit sagen?

Thiel: Sie haben doch hier als Empfangsdame angefangen.

Leuthard: Wie kommen Sie darauf?

Thiel: Ich habe gelesen, bevor sie in den Bundesrat kamen, hätten Sie hier in der Lobby gearbeitet.

Leuthard: Ich habe hier im Parlament lobbyiert.

Thiel: Das haben Sie aber schön gesagt. Sie haben also im Parlament für die Kernkraft lobbyiert?

Leuthard: Das war die Frucht meiner Arbeit.

Thiel: Aber im Bundesrat hat sich der Kern gespalten.

Leuthard: Nur das Fleisch ist noch das gleiche.

Thiel: Sie haben also das Goldene Kalb geschlachtet.

Leuthard: Bitte keine biblischen Vergleiche, ich bin bei der CVP.

Thiel: Ich will sagen, der Gletscher hat gekalbt.

Leuthard: Was meinen Sie damit?

Thiel: Der Bundesrat hat gekalbert.

Leuthard: Das haben Sie aber schön gesagt.

Thiel: Was hat Sie zu dieser Kalberei bewogen?

Leuthard: Ich wurde geläutert.

Thiel: Frau Leuthard, wann sind Sie vom Saulus zum Paulus geworden?

Leuthard: Bitte keine biblischen Vergleiche, ich bin bei der CVP.

Thiel: Ich will sagen, vom Bock zum Gärtner.

Leuthard: Was meinen Sie damit?

Thiel: Der Gärtner grast auf der grünen Wiese.

Leuthard: Das haben Sie aber schön gesagt.

Thiel: Nicht wahr? Die Regierung hat eine Vision. Die Wirklichkeit sieht aber ganz anders aus. Vorsichtshalber stellt die Regierung alles, was nicht der Vision entspricht, unter Strafe. Je weiter nun die Realität von der Vision abweicht, desto mehr Bussen kann die Regierung verteilen. Sie nimmt durch die Bestrafung der Bürger ganz viel Geld ein, was sie dazu veranlasst, die Vision als grossen Erfolg zu feiern.

Leuthard: Sie sind gemein. Dabei haben es andere Regierungen viel leichter als wir. Die können bestimmen, was das Volk tun soll, und es auch noch im Ungewissen darüber lassen, wo das hinführt. Die Schweizer Regierung hingegen wird oft vom Volk im Ungewissen darüber gelassen, wie dieses abstimmen wird.

Thiel: Das haben Sie aber schön gesagt.

Leuthard: Können Sie mir sagen, warum die Schweiz so ist, wie sie ist?

Thiel: Aber sicher. Beginnen wir mit der Deutschschweiz. Wenn man aus der Deutschschweiz den Kern rausschält, d. h. die vier ersten und die vier letzten Buchstaben weglässt, dann bleibt «schsch». Und wenn man von diesem weichen Deutschschweizer «Schsch» auch noch das scharfe deutsche «ss» weglässt, dann bleibt «chch», wobei uns das hier jetzt auch nicht weiterbringt.

Leuthard: Wie meinen Sie das?

Thiel: Mit dem Humor ist es wie mit dem Sherry, trocken schmeckt er am besten.

Leuthard: Chchchch...

Thiel: Schschsch...



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Der Himmel kann warten

Von *Peter Rüedi*



Wer das Ancien Régime nicht gekannt habe, wisse nichts von der Süsse des Lebens. Sagte Talleyrand, und der war selbst an der Revolution beteiligt. Wer nie einen guten Sauternes getrunken hat, weiss nicht, wie süss das Leben noch sein kann. Die grössten, allen voran der mythische Château d'Yquem, aber ebenso die Weine, die oft nur durch das Zielfoto von dem auf die Ränge verwiesen werden (wenn überhaupt: Climens, Rieussec, Doisy-Védrines, Lafaurie-Peyraguey und andere mit Namen wie Parfüms), sind nicht nur dank ihrer überirdischen Aromenvielfalt eine Art Beschwörung des Paradieses, sondern weil ihre *douceur* erst deren Gegenteil vollkommen macht: die Säure, die sie in wunderbarem Gleichgewicht hält.

Zu dieser Kategorie gehört ein Wein, der zuerst an anderes denken lässt, stammt er doch nicht nur von Château Gilette, er heisst auch noch «Crème de Tête». Tatsächlich verdient er, dass wir ihm anständig rasiert die Ehre erweisen (aber ohne Aftershave, *for heaven's sake!*). Sein Produzent Christian Médeville (das Gut leiten heute seine Tochter und der Schwiegersohn) wurde nicht ohne Grund «der Antiquitätenhändler des Sauternes» genannt.

Der edelfauler Süsse von Gilette ist deshalb eine Kuriosität, weil er erst nach mindestens zwanzig Jahren Lagerung im Betontank auf die Flasche und in den Handel kommt. Sauternes haben die Preistreiberer im Bordeaux-Handel nie mitgemacht, selbst der Primus nimmt sich relativ bescheiden aus, nicht zu reden von den Tollen aus der zweiten Garde. Das Handicap: Die «billigsten Weltklasseweine dieser Erde» (René Gabriel) werden zu jung getrunken. Sie werden in der Regel je älter, je besser. Wenn der Jahrgang stimmt. Vor vier Jahren (wenn für diese Kolumne nur Gleiches gälte wie für die Sauternes!) verglich ich mal einen Climens 1986 mit einem 1985, mit verheerendem Resultat für Letzteren. Der Gilette 1986 hält den Vergleich mit dem grossen Climens aus dem gleichen Jahr locker aus. Grosse Klasse. Die hat ihren Preis. Aber so was trinke ja selbst ich mit dem Tropfenzähler.

Château Gilette Sauternes Crème de Tête 1986.
14% Gazzar. Halbe Flasche Fr. 82.08
www.gazzar-weine.ch

Und es war Sommer ...

Von Jürg Zbinden

1 — Die Kollektion «Limelight Garden Party» von Piaget bezaubert mit floralen Elementen. Ein Highlight ist die diamantenbesetzte Schmuckuhr in Form einer geöffneten Rose. Das Zifferblatt ist aus schimmerndem Perlmutt, gehalten wird die Rosenuhr von einem Band aus weissem Satin. Das Gehäuse ist aus 18-Karat-Roségold. Piaget Boutique, Bahnhofstrasse 38, Zürich.



1

2 — Im Sommer ist Vorsicht geboten, wenn es um die Verwendung schweren Parfüms geht. Ideal sind bei Hitze-Tagen und in schwülen Nächten Eaux de Cologne. L'Occitane en Provence, 1976 gegründet von Olivier Baussan, bringt drei Kölnischwasser auf den Markt, für die man ihm dankbar sein muss, denn sie sind schlicht wunderbar: Alle drei enthalten in der Kopfnote erfrischende Zitrusnoten (Limette, Petitgrain, Bergamotte, Grapefruit). Ein Cologne darf als *splash* grosszügig über Kopf und Körper verteilt werden, ohne aufdringliche Folgen für nahestehende oder entferntere Mitmenschen. Die Form der Flakons ist eine Reminiszenz an die Provence – sie symbolisiert die weltbekannten Steinbrunnen. «Eau universelle» ist ein Unisex-Duft, «Eau ravisante» für Damen und «Eau captivante» für Herren. Je 300 ml à Fr. 75.–. Erhältlich ab Anfang Juni bei L'Occitane en Provence, Bahnhofplatz 15 (beim Treffpunkt), Zürich.



2

3 — Die Massanzüge, Schuhe und Accessoires des italienischen Luxusmode-Ausstatters Brioni kleiden Politiker und Geschäftsleute; aber auch Bonvivants oder Agent 007 verliessen sich schon auf die hohe Schneiderkunst. Jetzt lanciert Brioni die erste Sonnenbrillenkollektion. Erhältlich sind fünfzehn Varianten aus Horn mit einer speziellen sogenannten Flex-Funktion. Die polarisierten und reflexfreien Gläser sind Zeiss-zertifiziert, den Brillenrahmen gibt es in den Farbvarianten Silver, Metal Gun und Gold. Empfohlener Verkaufspreis: um Fr. 730.–. Erhältlich ab Ende Mai in den Brioni-Boutiquen in St. Moritz und Lugano.

3



4 — Die Linie «Eccentric Pieces» aus der Frühlings-/Sommerkollektion von Flo Accessoires umfasst kleine Taschen für den Abend oder für Partys. Die «Tattoo»-Clutch aus Nubukleder, in der Farbe Cognac, schmeichelt ihrer Trägerin mit Federn. 25,5 x 13 x 1,5 cm. Fr. 450.–. Bezugsinfo: www.floaccessoires.com.

4





Auto

Aufs Maximum reduziert

Bentley folgt dem Zeitgeist und baut kleinere Motoren in seine GT-Serie ein. Kann das gutgehen? *Von David Schnapp*

Bislang konnte man die Philosophie eines Bentley-Automobils etwa so zusammenfassen: viel von allem. Die Prachtsgefährte aus dem englischen Crewe, für die seit 1998 der Volkswagen-Konzern die Verantwortung trägt, gehören zum Schönsten, was es an Handwerkskunst auf vier Rädern gibt. Holz, Leder, Edelmetalle werden in einer Qualität verarbeitet, die für Glücksgefühle sorgt, wenn man in einem Bentley sitzt und über eine Walnussoberfläche streicht oder einen kühlen Chromschalter betätigt. Deshalb ist so ein Bentley, gross, üppig und schwer.

Gross, üppig und schwer sind leider genau die Eigenschaften, die ein Auto heute nicht mehr haben darf. Klein, bescheiden und leicht heisst das Gebot der Stunde; die in Crewe mussten deshalb etwas tun. Man beschloss, den Umsatzbringer im Unternehmen, die GT-Reihe, nicht nur mit dem W12-Motor, sondern auch mit einem V8-Antrieb auszurüsten. Der Achtzylinder wurde mit Audi entwickelt und bei den Deutschen unter anderem im S8 und im S7 eingesetzt. Er leistet 507 PS/660 Nm, der W12 bringt es im Vergleich auf 575 PS/700 Nm. Für Vertreter der reinen Lehre ist ein Achtzylinder von Audi in einem Bentley nur schwer zu ertragen. Wir können hier Entwarnung geben, man braucht sich davor nicht zu fürchten.

Bentley New Continental GT V8

Leistung: 507 PS, Hubraum: 3993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 303 km/h
Preis: Fr. 229 130.–



Jetzt auch mit Sparprogramm

Besonders leicht ist auch der GT V8 nicht, lediglich 25 Kilogramm weniger bringt er auf die Waage. Gross ist der Wagen auch immer noch und üppig ausgestattet sowieso. Wunderbare Sitze (Farbe: Beluga), ein handgenähtes Lenkrad aus Leder und eine aussergewöhnliche Highend-Musikanlage von Naim (Fr. 9045.–)

fanden wir in unserem Testwagen vor. Der Biturbo-V8, der verschiedene Spardisziplinen beherrscht wie Zylinderabschaltung, Energierückgewinnung und Thermomanagement, startet mit elegantem Fauchen. Auf den 400 Kilometern, die wir im GT V8 von Wien nach Salzburg gefahren sind, wuchs die Freude an dem schönen Sound, den der Wagen macht. Während der W12 eher dumpf vor sich hin bollert, klingt der V8 dynamischer und bei aller britischen Gelassenheit ganz leicht aggressiv.

Auch mit dem sportlicheren Motor ist der Bentley kein Sportwagen. Man sollte das Leben geniessen, wenn man in einem GT sitzt, und entspannt durch die Landschaft rauscht. Wir hatten die Möglichkeit, der Donau entlang durch die aussergewöhnlich schöne Wachau zu fahren. Ziel war das Schlosshotel «Fuschl» bei Salzburg, ein Haus, das man gerne in einem Bentley ansteuert. Kenner des Kitschfilms wissen, dass am Fuschlsee in den sechziger Jahren «Sissi» gedreht wurde. Das «Fuschl» ist als Hotel heute höchst empfehlenswert.

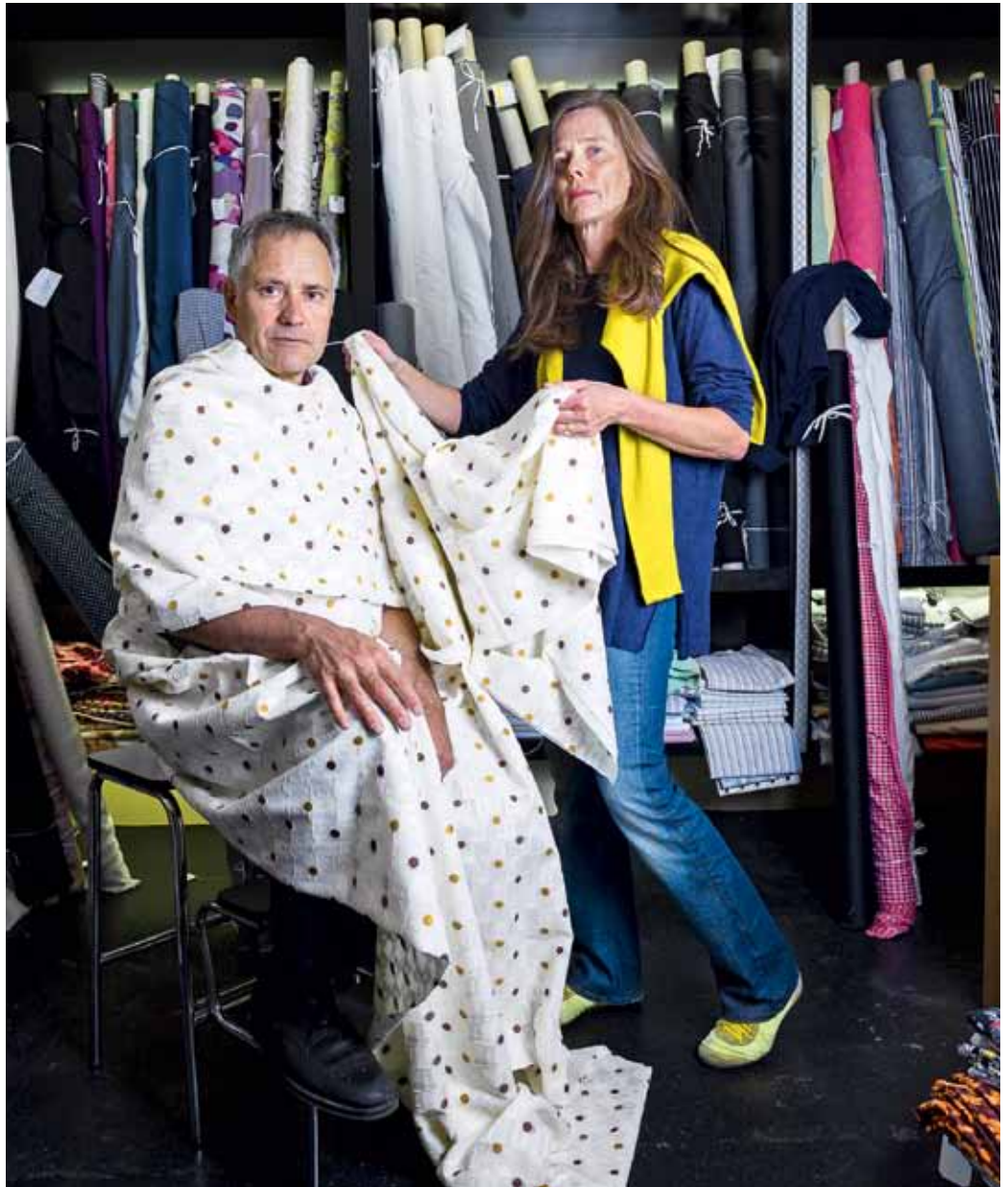
Fazit: Man braucht kein grosser Prophet zu sein, um vorauszusagen, dass der GT V8 das neue Erfolgsmodell von Bentley werden wird. Kleinerer, sparsamer Motor (Testverbrauch: rund 12,5 Liter) für etwas weniger Geld (rund 20 000 Franken) bei gleichbleibender, höchster Handwerksqualität. Das gefällt vielen, die es sich leisten können.

Leicht und luxuriös

Die Textilkaufleute Ursina Quarella, 54, und Matthias Heé, 55, sind seit bald dreissig Jahren verheiratet. Dass ihr Schweizer Traditionsunternehmen überleben kann, verdanken sie den treuen Kunden aus Westafrika.

Matthias: Vor dreissig Jahren bestand die Hälfte unserer Kollektion aus wertvollen bestickten Brautkleiderstoffen. Auf meiner ersten Reise verkaufte ich diese nach Singapur und in Australien. Italien war ebenfalls ein grosser Markt. Heute dominieren Produzenten aus Korea, Taiwan, China und Indien das Geschäft mit günstigen Kreationen. Die Stoffqualität ist nicht mehr so wichtig, es geht eher um die üppigen Dekorationen, die ein synthetisches Prinzessinnen-Hochzeitskleid aufwerten sollen. Natürlich finden wir das bedauerlich, aber Ähnliches gilt auch für den übrigen Konfektionsbereich. Meine Mutter war stolz, wenn sie ein Kleid aus schönster Stoffqualität zwanzig Jahre nach dem Kauf noch tragen konnte. Ich sehe es bei unseren vier Töchtern: Viele Kleidungsstücke machen heute glücklich.

Ursina: Mein eigenes Hochzeitskleid war sehr speziell, da wir an einem schneereichen, kalten, aber sonnigen Januartag in den Bergen auf 1948 Meter Höhe heirateten. Ich trug elegante Hosen, darüber einen seitlich geschlitzten Jupe mit einem reichbestickten Oberteil, und als Schutz gegen den Wind diente ein besticktes Cape aus Seidenorganza, das gleichzeitig mein Schleier war. Seidenorganza ist ein wunderbar edles Gewebe mit einem etwas härteren Griff, der jedem Festkleid ein natürliches Volumen verleiht. Früher wurde diese Textilie in der Schweiz produziert, in der Zwischenzeit sind auch alle Seidenfärbereien eingegangen. Der Niedergang der Schweizer Textilindustrie scheint beinahe unaufhaltsam zu sein. Lieferanten, Druckereien und Webereien verschwanden in den vergangenen Jahren praktisch ganz von der Bildfläche. Mein Mann und ich kämpfen gemeinsam um das Überleben unseres Geschäfts und haben in der Zwischenzeit auch verschiedene Nischen gefunden – Seidenfoulards und damastüberzogene Abendtaschen –, in denen wir gut verkaufen. Müsste ich den Stoff der Liebe beschreiben, würde ich Kaschmir wählen: dicht gewoben, wunderbar leicht und gleichzeitig luxuriös, zudem temperatenausgleichend: so wie auch eine gute Beziehung sein sollte.



«Neun Meter Material pro Mann»: Ehepaar Heé-Quarella.

Matthias: Früher gehörten die Araberinnen zu den wichtigsten Kundinnen. Sie kauften die Stoffe in der Schweiz ein, und diese wurden dann in Arabien konfektioniert. Heute hat sich das sogenannte exklusive Geschäft zu den grossen Couturiers verlagert, und die Textilfabrikanten gerieten in den Hintergrund. Dabei beeinflussen Qualität und Design einer Textilie die Art einer hochwertigen Robe noch immer massgeblich, weil Farbwahl und Druckdesign den ersten prägenden Eindruck hinterlassen. Glücklicherweise profitieren wir heute von einer neueren Kundschaft, für die kostbarste Materialien wichtiger sind denn je: Jedes Jahr reisen Hunderte von Männern und Frauen aus Westafrika extra nach St. Gallen in unser Geschäft, um die schönsten Stoffe auszusuchen, aus denen später die aufwendigen Gewänder der traditionellen Hochzeiten geschneidert werden. Gespart wird nicht; jene Kleidung, die man am grossen Tag trägt, ist in Afrika ein Statussymbol: Es zeigt Reichtum und gesellschaftliche Bedeutung der jeweiligen Paare an.

Ursina: Die westafrikanischen Männer lieben Stoffe mit Satinstreifen aus sehr feiner Baumwolle. Der Bräutigam will elegant und schlicht gekleidet sein. Ihre Frauen hingegen bevorzugen eine grosse Farbvielfalt, die Drucke dürfen fröhlich und grossrapportig sein. Opuente Stickereien mit Pailletten und Strasssteinen sind beliebt, ebenfalls schimmernde Damaststoffe, aber auch Baumwolle mit breiten Stickereibordüren. Bei einer Hochzeit tragen oft alle geladenen Frauen – also Dutzende – Roben aus dem gleichen Material. Bedenkt man den grossen Stoffverbrauch, den die afrikanischen Gewänder benötigen – pro Mann sind es neun Meter Material, bei den Frauen etwa die Hälfte –, kann man von einem guten Geschäft sprechen, das zum Überleben unseres Traditionshauses massgeblich beiträgt.

Hochwertige Kleiderstoffe: www.swiss-textiles-shop.com
Protokoll: Franziska K. Müller



**Coop ist nachhaltigste
Detailhändlerin der Welt.**

Coop belegte 2011 den 1. Platz im oekom
Corporate Rating der Einzelhändler.

Für Tiere, die draussen daheim sind.

Fleisch und Eier von Naturafarm kommen garantiert aus der Schweiz. Auslauf- oder Freilandhaltung, tierfreundliche Ställe sowie Fütterung ohne Gentechnik werden vorausgesetzt. Durch regelmässige und unabhängige Kontrollen überprüfen die unabhängigen

Zertifizierungsstellen Schweizer Tierschutz STS und beef control die Einhaltung der strengen Richtlinien für Schweine, Rinder, Kälber und Hühner.
www.coop.ch/naturafarm



Für tierfreundliche Haltung.



Für mich und dich.